

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Uganda

vom 1. Januar bis 10. Februar 2006

Gottes vergessene Kinder

– Was macht Uganda mit seinen Kindersoldaten?!

Annäherung an ein nicht ganz einfaches Thema

Von Iris Völlnagel

Uganda, vom 1. Januar bis 10. Februar 2006



Inhalt

1. Zur Person	342
1.1 Warum Kindersoldaten?	342
1.2 Warum Uganda?	342
2. Vor der Abreise	343
3. Erste Eindrücke	343
3.1 Erste Begegnungen – Afrika, seine Leute und ihr Denken	344
3.2 „These damned Acholi-People“ – erste Begegnungen	345
4. Gulu – Annäherungen an eine seltsame Stadt	346
5. Understanding Acholi Culture	348
5.1 Geschichtsstunde bei Mr. Uma	349
5.2 Jolie – die „erste“ Kindersoldatin	352
5.3 Der Kampf gegen eine andere Macht – Joseph Kony und das Mysterium der LRA	353
6. Besuch im Reception- und Rehabilitationcenter – Eingang in eine andere Welt	355
6.1 Ann – eine kritische Stellungnahme	356
7. Begegnungen mit ehemaligen Kindersoldaten und ihren Angehörigen	358
7.1 Josephine	358
7.2 Konys Ex-Frau Evelyn	358

7.3 Charly – Vom entführten Kind zum LRA-Kommandeur	360
7.4 Eine besondere Begegnung – Pamela	361
7.5 Angelina – oder wenn Eltern trauern	362
8. Mangobaum, warum stehst du so alleine da? – eine Fahrt durch Acholiland	364
8.1 Besuch in Pader	365
9. Ein Besuch im Langi-Land	367
9.1 Helfen – aber wie?	368
9.2 Der vernachlässigte Norden	369
10. Verschiedene Seiten eines Konfliktes	371
10.1 Die Nightcommuters	371
10.2 Das Amnestiegesetz – ein Hoffnungsschritt?	372
10.3 Ein Besuch bei Radio FM	372
10.4 Die Landfrage ... oder was ist dran an den Gerüchten?	373
11. Zum Streiten gehören mindestens zwei	374
11.1 Beschützer oder Täter? – Die ugandische Armee	375
11.2 Der große Unbekannte – das Nachbarland Sudan	376
11.3 Vermeintlicher Retter: Der Internationale Strafgerichtshof	378
11.4 Die Rolle des Parlaments und der Regierung	379
11.5 Reagan Okumu	381
12. Lösungsansätze – What needs to be done	381

12.1	Das Hauptproblem: Reconciliation – Versöhnung	381
12.2	Anerkennung	382
12.3	„Sag deinem Nachbarn, dass du ihn brauchst“ – Landesweite Aussöhnung	382
12.4	Get them their cattles back!	383
12.5	Get Kony!	383
12.6	„Die UN muss her!“	383
12.7	„Let’s talk – Dialog“	384
12.8	Let’s pray!	386
13.	Was nun – oder warum schweigt der Westen???	387
13.1	Andrew M. Mwenda – Kritiker ohne Lobby	388
13.2	Hat die internationale Gemeinschaft geschlafen?	388
13.3	Deutsche Entwicklungshilfe	389
14.	Abschließend – Persönliche Beobachtungen	390

1. Zur Person

Iris Völlnagel, Jahrgang 1969, Studium der Politikwissenschaft, Anglistik und Journalismus in Heidelberg und Toronto, Kanada. Danach Presse- und Rektoratsreferentin der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Von 1999 bis 2001 Volontariat bei der Deutschen Welle in Köln, Berlin und Brüssel, anschließend als Redakteurin im Zeitfunk. Seit 2002 freie Journalistin für den Westdeutschen Rundfunk, Deutsche Welle und n-tv, während dessen zahlreiche Auslandsreisen vor allem in den Nahen Osten sowie nach Südost- und Zentralasien. Seit März 2006 Redakteurin beim Fernsehsender PHOENIX in Bonn. Uganda war meine erste Reise nach Afrika und es wird sicherlich nicht die letzte sein!

1.1 Warum Kindersoldaten?

Im September 2000 während meines Volontariats bei der Deutschen Welle wurde ich auf eine Pressekonferenz des UN Kinderhilfswerk UNICEF zum Thema Kleinwaffen geschickt. Zugegeben, der Grund, warum ich hingeschickt wurde, lag sicherlich weniger an dem Thema als vielmehr an den beiden Personen, die als UNICEF-Botschafter dabei waren: Sabine Christiansen und Sir Peter Ustinov. Meine Vermutung stimmte. Als ich zurückkam, war das Interesse der Redaktion, über die Pressekonferenz zu berichten, verflogen. Doch ich hatte für mich ein Thema „entdeckt“, das mich seitdem nicht mehr losließ: Kindersoldaten.

1.2 Warum Uganda?

Im Frühsommer 2000 hatte ich im Rahmen einer kirchlichen Veranstaltung zum ersten Mal bewusst Kontakt zu Leuten aus Uganda. Ich hörte davon, wie das Land prosperiert und wie Uganda es geschafft hat, als einziges afrikanisches Land, seine Aidsrate innerhalb weniger Jahre drastisch zu reduzieren. Doch wie konnte es geschehen, dass in einem Land, das einerseits zum Musterschüler geworden war, zugleich ein Konflikt ausgetragen wird, der so menschenverachtend und verabscheuungswürdig ist?

2. Vor der Abreise

Dass von meiner ersten Idee bis zur Bewerbung bei der Heinz-Kühn-Stiftung vier Jahre und bis zur Reise nach Uganda noch ein weiteres Jahr vergehen sollte, hatte ich am Anfang nicht bedacht. In diesen fünf Jahren ist das Thema „Kindersoldaten“ immer wieder in den deutschen Medien behandelt worden. So sehr, dass mir eine Kollegin erzählte, sie habe eine Ugandareise abgesagt, denn das Thema „Kindersoldaten“ sei in den deutschen Medien „durch“. Artikel darüber würde sie nicht mehr verkauft bekommen.

Auch für mich hat sich über die Jahre hinweg die Perspektive verändert. Am Anfang stand für mich sehr stark das Leid der Kinder und was getan werden kann, um ihnen zu helfen, im Mittelpunkt meines Interesses. Später entwickelte sich daraus mehr und mehr die Frage, was getan werden kann, um diesen Konflikt zu beenden bzw. warum es so schwierig ist, ihn zu beenden. Auch stellte sich mir die Frage, welche langfristigen Folgen dieser Konflikt für Uganda und seine Gesellschaft hat.

Im November 2005 vor meiner Abreise kam der Dokumentarfilm „Lost Children“ in die deutschen Kinos. Dadurch wurde die Problematik der Kindersoldaten sehr stark in den Mittelpunkt gerückt. Fast zeitgleich gab es aber auch schreckliche Meldungen aus dem Norden Ugandas. Ein Mitarbeiter der Caritas wurde erschossen, zwei weitere – Europäer – auch. Meldungen wurden bekannt, wonach die Rebellenarmee Lord's Resistance Army, die seit Jahren in Norduganda ihr Unwesen treibt, angeblich angekündigt hatte, künftig auch Mitarbeiter von Hilfsorganisationen angreifen zu wollen. Sollte ich trotzdem fahren? War es der Mühe wert? Was würde dabei „rauskommen“? Oder würde ich gar mit einem Trauma zurückkommen, wie mir eine Kollegin prophezeite? Natürlich hatte ich ein Interesse ins Land zu fahren, doch wollte ich auch in der Lage sein, hinterher darüber zu berichten.

3. Erste Eindrücke

Unter mir eröffnet sich ein grün-braunes Etwas als das Flugzeug der British Airways von London die Wolkendecke durchbricht. In weniger als einer Stunde werden wir landen. Was sich da unter mir auftut, ist also Afrika. Genauer gesagt Uganda, die Perle Afrikas, wie Winston Churchill das Land am Äquator einst nannte. Es ist früh morgens, die Sonne geht gerade über dem Victoriasee auf, als wir schließlich in Entebbe landen. Die ersten begrüßen mich auf dem Rollfeld. Mit mir aus dem Flugzeug steigen viele Entwicklungshelfer, christliche Missionare, ein paar vereinzelte Touristen

und auch zwei italienische Journalisten, die – wie ich – in den Norden des Landes fahren wollen.

Gladys, die Verlobte des Sohnes meines Patenonkels, will mich abholen. Irgendwie ist es ein komisches Gefühl, plötzlich das einzige Bleichgesicht unter lauter Afrikanern zu sein. Doch dank Gladys Unterstützung finde ich mich schnell zurecht. In Kampala bringt sie mich zum Gästehaus des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED), wo ich die ersten Tage wohnen werde.

3.1 Erste Begegnungen – Afrika, seine Leute und ihr Denken

„Der Wert eines Menschen ist in Afrika sehr gering. Das sollten Sie bei Ihren Recherchen immer im Hinterkopf behalten, besonders wenn sie in den Norden fahren“, rät mir Michael Winklmaier, Direktor des DED in Kampala. Er ist in Uganda geboren, aufgewachsen und kennt das Land besser als Deutschland. Von ihm bekomme ich eine erste gute Einführung in mein Thema. Sechs Gründe nennt er mir, warum der Konflikt im Norden nicht zu Ende gehen kann: Präsident Museveni, das Militär, die sudanesischen Regierung in Khartum, die Ländereien im Norden, die Interessen der Rebellen und das Desinteresse der anderen Stämme am Norden. Später muss ich immer wieder an diesen Satz über den geringen Wert des Menschen in Afrika denken, vor allem als ich in Norduganda verschiedene IDP-Camps besuche und sehe, wie zusammengepfercht die Leute dort leben. Und auch als einige ehemalige Kindersoldaten mir erzählen, wie sie nach ihrer Rückkehr von ihren Familien und den Menschen in ihrer Umgebung mit Verachtung behandelt wurden.

„Welchen Konflikt im Norden meinen Sie denn?“ fragt mich Dr. Annette Windmeisser, Abgesandte des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung bei meinem Besuch in der deutschen Botschaft. Im Norden gibt es drei Konflikte, erklärt sie mir weiter: Einen im Westnilgebiet, für den gerade mit Hilfe deutscher Zivilhelfer eine Friedenslösung gefunden wurde; den Konflikt im Acholi-Land, der international viel Aufmerksamkeit bekommt und dann den Konflikt im Nordosten, an der Grenze zu Kenia. Dabei geht es hauptsächlich um Kleinwaffen und dies ist ein Konflikt, für den eine Lösung überhaupt nicht in Sicht ist.

Meine nächste Anlaufstation ist die Friedrich-Ebert-Stiftung. Landesleiter Jürgen Peters gibt mir hilfreiche Informationen und bietet vor allem praktische Hilfe an: Durch ihn lerne ich einen ugandischen Kollegen kennen, der mich zum Media Council bringt. Der Media Council ist die Stelle, wo alle ausländischen Journalisten ihre Presseakkreditierungen bekommen. Dank der Hilfe und Unterstützung des Kollegen bin ich binnen einer halben Stun-

de in Besitz eines Presseausweises. Zugleich verhandelt er, dass ich nur für einen Monat statt zweien akkreditiert werde, was mir 100 Dollar spart. Kurz nachdem ich mich akkreditiert habe wird Uganda die Regularien ändern. Statt beim Media Council müssen sich die ausländischen Journalisten beim Media Service, das dem Präsidenten direkt unterstellt ist, akkreditieren. Und ausländische Journalisten dürfen sich nur im Umkreis von 100 Kilometern von Kampala aus bewegen. Auch das eine Form der Pressezensur! Mit dem Presseausweis in der Hand marschiere ich zum Sprecher der ugandischen Armee, von dem ich auch eine Bescheinigung haben möchte, um in den Norden fahren zu können. Er ist noch nicht sehr lang auf seinem Posten und weil er die Situation gerade auch sehr „peacable“ (friedevoll) findet, fällt die Sicherheitseinweisung recht kurz aus. Mehr interessiert ihn dabei die Frage, wie sich denn unsere erste Bundeskanzlerin macht.

„Das Problem mit den Kindersoldaten ist kein Thema mehr wirklich“, fängt Wolfgang Hilberer unser Gespräch an. Wolfgang Hilberer lebt seit fünf Jahren in Uganda. In Kampala leitet er das Büro der Konrad-Adenauer-Stiftung. Außerdem ist er mit einer Acholi-Frau, deren Familie ursprünglich aus dem Konfliktgebiet im Norden stammt, zusammen. Im Dezember 2004 konnte er als internationaler Beobachter (und einziger Deutscher!) die Friedensverhandlungen zwischen der Lord's Resistance Army (LRA) und der ugandischen Armee verfolgen. „Die Kindersoldaten waren ein großes Thema, doch die Kämpfer, die die LRA jetzt noch hat, sind größtenteils Freiwillige“, erklärt er mir. „Für die Kinder stellt sich jetzt vielmehr die Frage, wie sie nach ihren Erfahrungen im Busch, wieder ins normale Leben integriert werden können. Das ist ein großes Problem.“

3.2 „These damned Acholi-People“ – erste Begegnungen

Es dauert nicht lange, bis ich selbst erleben kann, wie sehr die Menschen in Uganda ihre Mitmenschen nach deren Stammeszugehörigkeit beurteilen und wie verachtend über die Acholis in der Hauptstadt gedacht wird. In den ersten Tagen bin ich vor allem damit beschäftigt, mich an den „African Way of Life“ zu gewöhnen. Dazu gehört es auch Boda-Boda (Motorrad) und Matatus fahren zu lernen. Letztere sind Minibusse, die für maximal 14 Personen zugelassen sind und festgelegte Routen fahren. Mit einem kurzen Handzeichen kann man jederzeit zu- oder aussteigen. Eines Abends fahre ich vom Speke Resort, einer schön angelegten Hotelanlage am Victoriasee, in die Innenstadt zurück. Als das Matatu anhält, sitzen schon einige Fahrgäste drin. Ich setze mich dazu und es dauerte nicht lange bis der Wagen voll ist. Doch statt loszufahren, fangen die Menschen an, heftig zu diskutieren.

Dann sollen wir plötzlich alle aussteigen. Da ich nichts verstehe, frage ich meine Sitznachbarin, was hier vor sich geht. „Diese Leute wollen das Fahr-geld nicht bezahlen, deshalb sollen wir alle aussteigen“, erklärt sie mir und fügt auf Englisch hinzu: „These damned Acholi people“. Ich weiß bis heute nicht, ob die Passagiere, derentwegen wir aussteigen sollten, tatsächlich Angehörige der Acholis sind. Doch das Erlebnis spricht für sich.

4. Gulu – Annäherungen an eine seltsame Stadt

Fünfeinhalb Stunden dauert die Fahrt mit dem Postbus von Kampala nach Gulu. Mit schätzungsweise 100.000 Einwohnern ist Gulu die größte Stadt in Norduganda und manche behaupten sogar sie sei inzwischen – nach Kampala – die zweitgrößte im Land. Mit durchschnittlich 100 Stundenkilometer brettert Busfahrer Paul die Strecke jeden Tag hin und her. Inzwischen kennt er jeden Baum, jedes Dorf entlang des Weges. Unterwegs hält der Bus mehrere Male, um Postsäcke ein- und auszuladen. Je weiter wir in den Norden fahren, desto mehr runde Lehmhütten sehen wir. Und auch die Landschaft verändert sich. Die Böden werden karger, das saftige Grün verschwindet, stattdessen gibt es am Wegrand Baumwollbüsche zu sehen.

Unter den rund 30 Fahrgästen im Bus sind vier Weiße. Susanne und Gise-la, zwei Deutsche, die in Kampala leben und immer wieder nach Gulu kommen, um hier ein Projekt mit Kindersoldaten zu betreuen. Und außerdem ein Mann, dem ich am nächsten Tag auf dem Mofa wieder begegnen werde und über den ich von meinem Fahrer erfahren werde, dass er bei USAID arbeitet. Man kennt sich in Gulu.

Kurz vor Gulu tauchen die ersten Camps auf. Zugegeben, ich habe sie mir anders vorgestellt. Zu sehen sind einige Lehmhütten, in der Mitte eine Hütte für die Soldaten der ugandischen Armee, die so genannte „Internal Defence Forces“, kurz IDF genannt. Auf dem Weg ins Stadtzentrum säumen Händler die Straßen, in der Stadtmitte herrscht geschäftiges Treiben. Auffällig sind die vielen Geländewagen, die von Mitarbeitern diverser Hilfsorganisationen gefahren werden, größtenteils mit diplomatischen Kennzeichen. Über 200 nationale und internationale Hilfsorganisationen sind in Gulu stationiert, wie mir der stellvertretende Militärchef später sagt. Krieg ist eben auch ein Geschäft. Als Neuankömmling bekommt man das in Gulu spätestens bei der Quartiersuche zu spüren. „Es gibt zwei Hotels, in die du gehen kannst, das „Acholi Inn“ und „Pearl of Africa“,“ haben in Deutschland als auch in Kampala alle erzählt, die schon mal hier gewesen sind. Ersteres habe ein Schwimmbad und einen schönen Garten. Dafür sei der Besitzer ein Militäroffizier und das Hotel zugleich Treffpunkt von weißen Mitarbeitern

diverser Nichtregierungsorganisationen, internationalen Diplomaten, Angehörigen der ugandischen Armee und auch ranghohe Offiziere der LRA gingen hier ein und aus, wenn sie in Gulu sind. „Wo du hingehst, ist auch eine Gewissensfrage“, hatte mir eine Entwicklungshelferin erzählt. Nun in Gulu angekommen, muss ich feststellen, es ist auch eine Geldfrage. Bis zu 60.000 Schilling (28 Euro) kostet inzwischen eine Nacht im Acholi Inn. Vor zwei Jahren, so sagt man mir, seien es noch 40.000 gewesen. Die gute Nachricht: inzwischen gibt es mehrere Guesthouses, die die Marktlücke für sich entdeckt haben. Ich mache mich mit Gisela und Susanne, den beiden deutschen Frauen aus dem Bus auf Quartiersuche. Sie wollten Bruder Michael, einen Deutschen, der dem katholischen Orden der Comboni-Missionare angehört, treffen. Er lebt seit vielen Jahren in Gulu und kann uns schließlich ein neues, gerade eröffnetes Guesthouse für 25.000 Schilling empfehlen.

Gulu gilt als sicherer Ort, deshalb haben sich auch alle Hilfsorganisationen hier angesiedelt. Doch häufig kommen Journalisten und Regierungsvertreter, die sich über den Konflikt informieren wollen, nur nach Gulu. Wenn du wirklich etwas vom Konflikt mitbekommen willst, musst du rausfahren, bekomme ich häufiger zu hören. „Es reicht schon, wenn du zehn Kilometer aus der Stadt rausfährst, dort findest du ganz andere Lebensbedingungen vor“, sagt Father Carlos und in seiner Stimme schwingt Wut mit. Der katholische Mönch aus Spanien lebt im selben Orden wie Bruder Michael. Carlos Rodriguez lebt seit 1991 in Norduganda und arbeitet bei der katholischen „Justice and Peace Commission“ mit. In dieser Funktion hat er auch an mehreren Friedensgesprächen teilgenommen. Als er zu Beginn der 80er Jahre zum ersten Mal nach Gulu kam, sah es hier noch anders aus, erinnert sich der Spanier. Damals seien die Menschen arm gewesen, aber es sei eine Armut in Würde gewesen. Heute leben 85 Prozent der Menschen in Norduganda in Flüchtlingslagern, inzwischen fast 1,7 Millionen Menschen. Doch davon ist in Gulu nicht viel zu sehen: „Wenn du nach Gulu kommst, findest du eine andere Lebenswirklichkeit vor, und ich denke, die Regierung bemüht sich sehr, in Gulu und in der umliegenden Gegend Normalität und Sicherheit walten zu lassen. In einer Situation wie der jetzigen kommen viele, um sich einen Eindruck zu verschaffen. Und dann fahren sie wieder von hier weg und sagen: „Ach, so schlimm ist das alles gar nicht.“ Es stimmt, in Gulu ist das Leben ganz normal, aber im Rest des Acholilands sieht die Situation komplett anders aus. Schätzungsweise 95 Prozent der Bevölkerung leben in Camps und die Lebensbedingungen dort sind absolut grauenvoll. Den Menschen mangelt es an allem, sie dürfen die Camps nicht verlassen, es gibt jede Menge sexuellen Missbrauch, keine Moral, keine kulturellen Werte, nach denen die Menschen leben. Im vergangenen Jahr starben mindestens 1.000 Menschen wegen Krankheiten in den Camps.“

5. Understanding Acholi Culture

Norduganda ist so groß wie Belgien. Fast zwei Millionen Menschen leben hier, die meisten sind Acholis. Das Gebiet ist in drei Distrikte aufgeteilt: Gulu, Kitgum und Pader. Im Osten grenzt das Acholigebiet an das der Kari-monongas, die vor allem als Krieger und Viehzüchter bekannt sind. Im Süden wohnen die Langis und in westlicher Richtung, im so genannten Westnil, die Lubquaras. Vor 20 Jahren begann der Bürgerkrieg, doch seit 17 Jahren ist er brutal geworden, meint Paul Achama. Paul arbeitet als Sozialarbeiter bei der Caritas in Gulu. Schon längst hätte er auch in anderen Landesteilen Arbeit finden können, doch er möchte seinem Volk helfen. „Die Acholis sind fürsorgliche, liebevolle Menschen mit einem großen Herz“, meint Paul und wenn man ihm in die Augen schaut, ist zu erkennen, was er meint. Aber die Acholis lieben es auch zu dominieren und das macht es für andere vielleicht schwierig, fährt Paul fort. „Das Verrückte an dem Bürgerkrieg ist, dass hier Acholis gegen Acholis kämpfen.“ „Wir Acholis können vergeben, aber niemals vergessen“, fährt Paul fort und weist auf die für die Acholi-Kultur typischen Versöhnungszeremonien „Matufut“ hin. Dabei geht es vor allem darum, dass wenn ein Mitglied eines Stammes, das eines anderen angegriffen oder getötet hat, die beiden verfeindeten Gruppen sich zusammensetzen, versuchen einen Kompromiss zu finden und schließlich eine Kompensation aushandeln. Je nach Art und Schwere der Auseinandersetzung, ob es sich dabei beispielsweise um befreundete oder verfeindete Clanmitglieder handelt, gibt es unterschiedliche Rituale. Je nach Begebenheit kann die Kompensation durch ein Schaf oder eine Ziege, aber auch in Form von jungen Mädchen bezahlt werden. Letzteres war vor allem früher üblich. Durch ihre Verheiratung hat man erreicht, dass die verfeindeten Familien sich verbanden. Ziel dieser Versöhnungsrituale ist es, das durch die Tat zerrissene Beziehungsband wieder zusammenzufügen. In der Lösung des Bürgerkriegs in Norduganda setzen vor allem einheimische Nichtregierungsorganisationen wie beispielsweise die „Acholi Religious Leaders Peace Initiative“ (ARLPI) oder auch die „Concerned Parents Association“ (CPA) stark auf die traditionelle Form der Aussöhnung. Wir möchten gern diesen Weg der Versöhnung gehen, weil wir glauben, dass der traditionelle Weg einen größeren Einfluss auf die Rebellen hat, so ein Sprecher der ARLPI. Nicht zuletzt basiert auch das Amnestiegesetz (siehe unten) auf diesem Grundgedanken.

Allerdings muss man bedenken, dass es in früheren Kriegen meist nur einzelne Tote gegeben hat, meint Thomas Haarlacher. Der deutsche Psychotherapeut hat im Auftrag der Caritas die traditionellen Versöhnungszeremonien untersucht. In den vergangenen Jahren habe es immer wieder Versöhnungszeremonien im größeren Stil gegeben. Sie wurden vor allem dann

abgehalten, wenn entführte Kinder wieder in ihre Dorfgemeinschaften aufgenommen werden sollten. Die traditionellen Versöhnungsriten enthalten dabei durchaus Elemente, die man auch in der westlichen Psychotherapie kennt wie emotionale Unterstützung, Stabilisierung, sowie emotionale und kognitive Verarbeitung des Vergangenen, meint Thomas Haarlacher. Heutzutage scheitert die Durchführung der traditionellen Versöhnungszeremonien nicht nur daran, dass viele Menschen inzwischen in so armen Verhältnissen leben, dass sie sich die dafür benötigten Mittel, wie ein Schaf oder eine Ziege, gar nicht leisten können. Hinzu kommen 20 Jahre Bürgerkrieg. Inzwischen gibt es fast keine Familie, die nicht vom Krieg betroffen ist. Mit zunehmender Dauer des Krieges wachsen immer weniger Kinder in den traditionellen Strukturen auf. Viele können deshalb mit deren inhaltlicher Bedeutung nicht mehr viel anfangen.

5.1 Geschichtsstunde bei Mr. Uma

Mr. Uma will mich in meinem Hotel treffen. Als ich komme, wartet er schon. Er ist hochgewachsen, um die 60 Jahre alt. Seine Brille sitzt leicht schief, trotzdem verleiht sie ihm einen intellektuellen Touch. Mr. Uma stellt sich als Journalist und Herausgeber vor. In den letzten Jahren hat er intensiv an der Veröffentlichung eines Buches über die Geschichte der Acholis gearbeitet. Der Konflikt reicht schon in die Kolonialzeit zurück und dann fängt er an zu erzählen, zu erzählen, zu erzählen. Merke: Wenn Afrikaner dir etwas sagen wollen, dann erzählen sie eine Geschichte!

Die Geschichte der Acholis, so beginnt Paul Vincent Uma, lässt sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Damals wurden sie von einer Gruppe Luo regiert. Vom Irak wanderten die Acholis über Ägypten weiter bis in das Gebiet des heutigen Sudans. Sie bestanden aus zwei Gruppen. Eine ging durch Äthiopien, eine andere wanderte nach Khartum im Sudan und von dort aus trafen sie auf eine andere Gruppe, die sich die Schiduo nannten. Zusammen zogen sie in den Südsudan, die ganze Zeit am Nil entlang. Deshalb wurden die Acholis vom Weißen Mann auch die „Nilotiks“, die Menschen des Nils, genannt. Von Südsudan aus zogen sie nach Norduganda, in das Gebiet, in dem sie heute noch leben. Ihr Führer Rurulum hatte vier Söhne: Labo, Kipper, Owing und Kamerach. Eines Tages gab es ein Problem:

Eines Morgens ging Labo jagen und ließ seinen Bruder Kipper zu Hause zurück. Plötzlich schrie Labos Frau: „Schau, da ist ein Elefant, der unser Getreide frisst.“ Kipper lief zu ihr, nahm Labos Speer und kämpfte gegen den Elefanten. Dieser rannte zurück in den Busch. Als Labo zurückkam, sagte er zu seinem Bruder: „Du hast meinen Speer genommen und gegen den Ele-

fanten gekämpft. Ich möchte meinen Speer zurück!“ Daraufhin Kipper: „Tut mir leid, Bruder. Aber der Elefant lief mit dem Speer in seinem Rücken weg. Ich kann dir deinen Speer nicht zurückgeben, aber du kannst meinen dafür haben!“ Doch Labo bestand darauf, seinen eigenen Speer wiederzubekommen. Schließlich ging Kipper zu seinem Vater und sagte: „Mein Bruder besteht so sehr darauf, seinen Speer wieder zu bekommen. Ich wollte ihm eine Kuh und einen Bullen als Ersatz geben, aber er weigerte sich. Also werde ich losziehen und nach dem Vieh schauen.“ So ging Kipper in den Busch. Es dauerte Wochen. Seine beiden Hunde begleiteten ihn. Monatlang lief er überall herum, aber nirgends konnte er auch nur irgendeine Spur vom Elefanten entdecken. Durch das Laufen wurde er sehr hungrig. Plötzlich hörte er eine Stimme. „Mann, was suchst du in unserem Wald?“ Als er sich umdrehte sah er eine alte Elefantenmutter, die ihn anschaute. „Ich suche meinen Speer“, antwortete Kipper. „Ich habe einen Elefanten aufgespießt und er ist in diese Richtung mit dem Speer davongelaufen.“ „Was hat der Elefant dir angetan?“, fragte die Elefantendame. „Er hat unsere Ernte vernichtet“, antwortete Kipper. „Das ist nicht schön“, reagierte die Elefantenmutter, „aber komm doch und schau unsere Speersammlung an und schau, ob dein Speer dabei ist.“ Dort fand Kipper den Speer. „Hast du irgendwelche Wegnahrung, die du mitnehmen kannst?“ fragte die Elefantenmutter. „Nein“, antwortete Kipper. „Ich kann dir weiße Bohnen mitgeben und einen Speer mit zwölf Zacken. Das ist das Zeichen für die Königsherrschaft von euch Luos.“ So ging Kipper nach Hause.

Dort hatte schon fast niemand mehr mit seiner Rückkehr gerechnet. Eines Mittags kam eine ältere Dame zu seiner Mutter und sagte: „Ich höre das Blasen eines Horns. Ich glaube, Kipper kommt heute nach Hause zurück.“ Darauf die Mutter entrüstet: „Mach mir keine Hoffnungen, mein Sohn ist schon lange tot.“ Doch kaum war die Dame verschwunden, hörte man in der Ferne das Blasen eines Horns. Daraufhin ging die alte Dame noch einmal zu Kippers Mutter: „Kannst du das Geräusch hören?“ Es dauerte nicht lange, bis Kipper auf dem Hof auftauchte, den Speer in der Hand. Er gab ihn seinem Vater und sagte: „Vater, dieser Speer ist für unsere Königsherrschaft, für die Herrschaft der Acholis. Ich habe viel gelitten, um ihn wiederzuerlangen. Bitte behalte du ihn.“

Am nächsten Morgen schaute er nach seinen Feldern. Dabei sah er, dass Labos Tochter von seinen Bohnen pflückte und diese aß. Kipper missfiel es und er bestand darauf, seine Bohnen zurückzubekommen. „Dein Vater hat mich so sehr bedrängt, jetzt möchte ich meine Bohnen zurück“, sagte Kipper zu Labos Tochter. Labo schlug vor, ihm stattdessen eine Kuh zu geben, doch Kipper bestand auf den Bohnen. Deshalb schlug Labo vor, drei Tage abzuwarten, um zu sehen, ob die Bohnen nicht wieder zum Vorschein kä-

men. Sonst wollte er seine Tochter töten und die Bohnen aus ihrem Magen holen. Nach drei Tagen fing Labo an, ein Grab auszuhöhlen. Das kleine Mädchen kam und fragte: „Papa, was machst du da?“ „Ich werde dich hier begraben, weil du Kippers Bohnen geschluckt hast“, antwortete der Vater. Daraufhin nahm er ein Messer und steckte es ihr in den Bauch. Als er es herauszog, war die Bohne an der Klinge aufgegabelt. Er gab sie seinem Bruder zurück. Zugleich sagte er zu ihm: „Wegen dieser kleinen Bohnen habe ich meine Tochter getötet, du bist nicht mehr mein Bruder.“ Am nächsten Tag verließ Kipper mit einigen Gefolgsleuten das Lager und ging zu einem Platz namens Kapatsch. Als er am Nil ankam, bat er den Nil, dass er sich teilen möge, so dass er hindurchgehen könne. Der Fluss öffnete sich und Kipper zog mit seinen Leuten und seinen Tieren hindurch. In der Mitte des Flussbettes hieb er eine Axt in den Grund als Zeichen für die Trennung von seinem Bruder Labo. Auf der Westseite des Nils angekommen, gründete er einen neuen Stamm mit Namen Aluo. Einige aus diesem Stamm gingen nach Zaire und Namibia. Einer der Nachfahren wurde Präsident von Namibia. Labo blieb auf der anderen Seite zurück. Als der Vater älter wurde, wollte er seinem Sohn die Regentschaft übergeben. Doch einige Menschen weigerten sich, ihn als ihren Führer zu akzeptieren: „Labo soll unser Führer werden? Er hat doch die Trennung von Kipper verursacht“, sagten sie. Die Menschen wollten, dass Karachi die Herrschaft übernimmt. Doch der Vater bestand darauf, dass Labo sein Nachfolger wird. So zog auch Karachi mit seinen Leuten weg über den Nil. Im Gebiet der heutigen Karumi-Fälle gründete er ein neues Königreich, Buno-Kitara. Eine weitere Gruppe zog weg und siedelte sich im Gebiet des heutigen Kenia an, wo sie die „Jalui aus Kenia“ (Kalenjini) genannt wurden. Der Rest blieb als Viehzüchter und Krieger zurück. Seitdem trennt der Nil die Stämme.

Das Tragische an dem derzeitigen Konflikt sei, fährt Mr. Uma fort, dass sich die Geschichte wiederhole. Wieder müssten Menschen leiden, weil die Waffen das Leben bestimmen. Schon mehrfach gab es in der Geschichte der Acholis Kriege: Als die Briten ins Land kamen, forderten sie die Menschen auf, ihre Waffen abzugeben. Doch die Acholis weigerten sich. Es gab einen ersten Krieg von 1893 bis 1912, der damit endete, dass der Führer der Acholis gefangen genommen und ins Gefängnis geworfen wurde. Anschließend sorgten die britischen Kolonialherren 60 Jahre lang für Ruhe und Ordnung. In dieser Zeit rekrutierten sie viele Acholis in die Armee. 1962 wurde Uganda unabhängig, doch die Unabhängigkeit konnten die Menschen nur kurze Jahre genießen. Zunächst übernahm Milton Obote, der neue Premierminister, die ugandische Armee und ließ die Acholis in ihren Positionen. Als Idi Amin 1971 die Macht übernahm, tötete er die meisten der Acholi Offiziere, weil sie Obotes politische Partei, die United People Coalition (UPC), un-

terstützten. Einige flohen mit Obote nach Tansania, wo sie mit dem jungen Yoweri Museveni zusammen waren. 1979 kamen sie zurück und besiegten Amin. Nach dem Sturz kam es zu Machtkämpfen zwischen dem Westen und dem Norden. Der Norden siegte und Obote kam von 1980 bis 1985 wieder an die Macht. Im Juli 1985 marschierten Acholi-dominierte Militäreinheiten in Kampala ein und vertrieben Obote. Seine Regierung wurde durch einen Militärerrat unter der Führung des Acholi-Generals Tito Okello ersetzt. Zu dem Zeitpunkt war Museveni schon im Busch. Seine Armee, die „National Resistance Army“ (NRA) lehnte eine Regierungsbeteiligung unter Okello ab. Ende 1985 hatte die NRA weite Teile Ugandas unter Kontrolle. Zu Beginn des Jahres 1986 kam es im Luwero-Dreieck, eine Fahrtstunde nördlich von Kampala gelegen, zu einer entscheidenden Schlacht zwischen den Anhängern Okellos und denen von Museveni. Die NRA gewann. Unzählige Tote, darunter viele Acholis, blieben auf dem Schlachtfeld zurück. Nun hatte Museveni das gesamte Staatsgebiet unter Kontrolle, lediglich der Norden und Nordwesten blieben noch Kampfgebiet. Der Militärerrat wurde durch den „National Resistance Council“ (NRC) ersetzt. Dieser wurde zunächst von Offizieren der NRA und Mitgliedern ihres politischen Flügels, der „National Resistance Movement (NRM)“, besetzt. „Diejenigen, die 1985/86 an die Macht kamen, waren die ehemaligen Viehhirten der Acholis und sind dann mit den Viehherden verschwunden“, hatte mir Wolfgang Hilberer bereits erklärt. „Doch wenn sie einem Acholi, einem viehzüchtenden Stamm, das Vieh wegnehmen, dann zerstören sie seine Lebensgrundlage. Deshalb haben die Acholis 1985/86 ihre Jungs in den Busch geschickt, mit einem klaren Auftrag: „Bring back our cattles!“ (Bringt unsere Rinder zurück!). Der Ursprung des Bürgerkriegs in Norduganda wurde bei der Niederlage gegen Museveni im Luwero-Dreieck gelegt“, glaubt der Afrikakenner.

Mr. Uma verabschiedet sich von mir, nicht ohne mich zu fragen, ob ich nicht jemand kenne, der ihm helfen könnte, sein Buch zu veröffentlichen. Denn wer soll über die Geschichte der Acholis etwas erfahren, wenn er keine Mittel findet sein Buch zu drucken?

5.2 Jolie – die „erste“ Kindersoldatin

Jolie Okot ist eine lebenslustige, temperamentvolle, vielbeschäftigte Frau Mitte 40. Es ist nicht einfach, mit ihr einen Termin zu finden. Ihr Mann und ihre Kinder leben in Kampala. Vor einigen Jahren kam sie nach Gulu zurück, um hier ihre Organisation aufzubauen. Mit Hilfe von amerikanischen Spendengeldern vergibt sie Schulstipendien an junge Acholis. Das sei ihr Beitrag, die Situation zu ändern. Auch Jolie erzählt gern über die Geschichte

der Acholis. Ihre fängt mit ihrer Kindheit in den 80er an. Als Schulmädchen liebte sie es, über die Felder zu laufen und draußen herumzurennen. Damals war Museveni gerade an die Macht gekommen. Eines Tages wurde sie auf der Straße von einigen Rebellen angehalten, die sich um eine Frau gruppiert hatten. Die Frau stellte sich als Alice Lakwena vor und dass sie vom Heiligen Geist gesandt sei, um gegen Museveni zu kämpfen. In der Hand hielt sie eine Bibel. Aus dem Rebellentrupp entwickelte sich die „Holy Spirit Movement Forces“ unter Führung von Alice Lakwena. Auch Jolie schloss sich dieser Kampftruppe an. Ihrem Vater gefiel das überhaupt nicht, erinnerte sie sich. Zwar beeindruckte Alice Lakwena durch ihre übernatürlichen Kräfte. Ihrem Vater, einem durchaus religiösen Mensch, gefiel jedoch nicht, dass Lawena Schiabataöl verwendete. Ein Öl, das traditionellerweise bei Beerdigungen verwendet wurde. 1986 gehörten Lakwenas Gruppe fast 18.000 Soldaten an. Die Kämpfer waren vor allem motiviert durch das große Misstrauen der Acholis gegenüber Präsident Museveni und seiner „Nationalen Widerstandsbewegung“ (NRM). Im Oktober 1987 führte Lakwena ihre Kämpfer Richtung Süden, wo sie in Jinja, rund 80 Meilen östlich von Kampala, geschlagen wurden. Lakwena floh nach Kenia, wo sie heute noch in einem Flüchtlingslager lebt. Kurz nach der Zerschlagung der „Holy Spirit Movement“ gründete Joseph Kony, angeblich ein Neffe von Alice Lakwena, eine neue Kampftruppe und nannte sie „Lord’s Resistance Army“ (LRA).

5.3 Der Kampf gegen eine andere Macht – Joseph Kony und das Mysterium der LRA

Jolie kennt Joseph Kony noch als Schuljungen. Schon früh entwickelte er spirituelle Kräfte. Die Leute gingen zu ihm wie zu einem „Witchdoctor“, einem Mediziner. Eines Tages kam er und erzählte allen, Gott habe ihm gesagt, dass er gegen Museveni kämpfen sollte, erzählt Jolie. Am Anfang wollte ihm keiner glauben. Doch nach Alice Lakwenas Niederlage sammelte Kony neue Soldaten um sich. Da er nicht genügend Freiwillige fand, fingen seine Männer an, Kinder zu entführen. Das war 1988. Von nun an galt, dass wer nicht für die Sache war, der war dagegen und wurde umgebracht, erzählt Jolie. 1990 verschwand Kony für einige Monate von der Bildfläche. Als er wieder auftauchte, kam es zu heftigen Kämpfen. 1994 fingen er und seine Männer an, jegliche Lebewesen, die ihnen in den Weg kamen, zu entführen oder umzubringen. „Das war fürchterlich. Jeder, der konnte, versuchte Norduganda zu verlassen“, erinnert sich Jolie.

Von den eigentlichen Zielen der „Lord’s Resistance Army“, auf deutsch „Widerstandsarmee des Herrn“, ist nur wenig bekannt. Sie wollen gegen

Präsident Museveni kämpfen und einen Staat nach den Zehn Geboten aufbauen. Gebote, an die sie sich selber nicht halten. In den vergangenen Jahren haben verschiedene Friedensaktivisten Gespräche mit der Rebellenorganisation gesucht. Allen voran, Betty Bigombe, ehemalige Ministerin für Norduganda im Kabinett von Präsident Museveni und Mitarbeiterin der Weltbank. „Das Problem mit der Lord’s Resistance Army ist, dass sie keinen politischen Flügel hat, sondern lediglich eine spirituelle Bewegung ist“, so ein Vertreter der „Acholi Religious Leaders Peace Initiative“ (ARLPI), eine 1998 gegründete Friedensinitiative aller religiöser Gruppen in Norduganda. „Sie haben keine klare Agenda, sondern wechseln ihre Methoden und Ansichten, wie sie es brauchen.“

Noch mysteriöser als die Lord’s Resistance Army ist ihr Chef, Joseph Kony. Auf Bildern erscheint er meist mit langen Haaren und Brille. Ehemalige Kindersoldaten, die viel in seiner Nähe waren wie etwa Evelyn oder Charly (siehe unten) sprechen auch nach ihrer Zeit im Busch noch begeistert von seiner liebevollen, väterlichen Art. Kaum nachvollziehbar angesichts der Grausamkeiten, die seine Rebellenarmee an den Kindern und Einheimischen verübt.

Während Alice Lakwena noch die Unterstützung und den Segen der Stammesältesten hatte, habe Kony die Kampftruppe von Lakwena ohne Zustimmung und Segen der Stammesältesten übernommen, meint Wolfgang Hilberer. „In afrikanischen Gesellschaften kann so etwas nicht gemacht werden!“, so der Leiter der Konrad-Adenauer-Stiftung. Vor vier Jahren moderierte Wolfgang Hilberer das erste Treffen zwischen der ugandischen Armee und den Stammesältesten. Als Folge dessen haben sich die Ältesten von den Aktivitäten der Lord’s Resistance Army in der Öffentlichkeit distanziert. „Seitdem operieren Kony und seine Leute völlig illegal im Rechtssystem der Republik Uganda und auch illegal im Kontext von Kultur und Tradition“, erklärt der Afrikakenner.

Sowohl Wolfgang Hilberer als auch Father Carlos haben an Friedensgesprächen teilgenommen. Kony persönlich war nicht dabei. 2003 konnte Father Carlos eine Stunde lang mit ihm telefonieren: „Dieser Mann kann andere sehr gut manipulieren. In einem Augenblick schafft er eine Atmosphäre, die einen erschrecken lässt, wo man ihm vollkommen ausgeliefert ist. Wir waren da, tief im Busch, umgeben von 30 bewaffneten Männern. Du bist vollkommen in ihrer Hand. Kony begann mit hoher Stimme zu sprechen, sprach Drohungen aus und fragte, ob wir Agenten der Regierung seien. 15 Minuten später, als wir schon total eingeschüchtert waren, fing er plötzlich an zu lachen, machte Witze und sagte, du bist mein bester Freund. Ich wünschte, ich wäre hier, um dich zu umarmen. Ich würde gern mit dir einen Kaffee trinken. Und wenn du nicht weißt, was du sagen sollst, fängt er

einfach zu lachen an. Ich denke, er ist wirklich eine böse Person, die genau weiß, wie man andere manipuliert. In der Situation wurde mir bewusst: ich bin ein erwachsener Mann, habe studiert und eigene Lebensüberzeugungen entwickelt und trotzdem musste ich feststellen, ich bin total in seiner Hand. Wie muss es da einem zehn Jahre alten Kind gehen, das entführt wurde? Kein Wunder, dass sie ihm gegenüber absolut loyal sind und alles machen, was er will. Das kennt man auch von anderen Kultgruppen. Das blinde Vertrauen in einen Messias.“

6. Besuch im Reception- und Rehabilitationcenter – Eingang in eine andere Welt

Es ist ein komisches Gefühl für mich, als sich das gusseiserne Tor zu einem der zahlreichen Reception- und Rehabilitationcenter, die in den letzten Jahren in Gulu und Norduganda entstanden sind, zum ersten Mal öffnet. Dahinter befindet sich ein großes Gelände. Unter einem Baum sitzt eine Gruppe Kinder, sie werden gerade unterrichtet. In einem Teil des Geländes stehen Zelte von UNICEF. In einer anderen Ecke spielen kleine Kinder. Die meisten von ihnen sind Kinder, deren Mütter als Kindersoldatinnen an die Rebellenchefs verheiratet wurden. Von diesen Auffanglagern für ehemalige Kindersoldaten gibt es inzwischen mehrere in Norduganda. Nach der Zeit im Busch werden die Kinder hier medizinisch und psychologisch betreut und auf das Leben danach vorbereitet. 1994 gründete die lokale Initiative GUSCO das erste Zentrum. Von den internationalen Organisationen baute World Vision eines der ersten Zentren. „Davor brachte die Armee die Kinder auf den Markt, wo ihre Eltern sie abholen konnten. Das war für alle Beteiligten schrecklich“, erinnert sich Francis Shanty Odorach, Pressesprecher von GUSCO. Heute kommen kaum noch Kinder aus dem Busch zurück. In der vergangenen Woche waren es vier, erzählt Christine Lango, Leiterin von GUSCO. Vor vier, fünf Jahren als die ugandische Armee anfang, mehr Druck auf die Rebellen auszuüben waren es noch mehr. Doch inzwischen haben auch die Rebellen ihre Strategie geändert. Sie bewegen sich in kleineren Gruppen, kommt es zu einem Zusammenstoß mit der ugandischen Armee, gibt es nicht mehr so viele Gefangene. Viele Rehabilitationszentren müssen sich daher überlegen, neue Schwerpunkte in ihrer Arbeit zu setzen, beispielsweise die Nachbetreuung der Kinder vor Ort, die das Center bereits wieder verlassen haben. Doch gab es Zeiten, da kamen täglich Armeelastwagen ins Lager, um neue Kinder zu bringen.

Wenn die Kinder ankommen, werden sie zuerst gewaschen, neu eingekleidet und medizinisch versorgt. Nancy ist ein Typ Krankenschwester, von der

ich mich gern behandeln lassen würde. Ihre Körperfülle strahlt eine Wärme und Herzlichkeit aus und was sie sagt, klingt wohlüberlegt und erfahren. Seit drei Jahren macht sie diesen Job. Die Kinder, die seitdem hier angekommen sind, kennt sie alle, viele noch mit Namen. Wem sie nicht helfen kann, den überweist sie ins Krankenhaus. An der Wand hängen Bilder von einigen Kindern, die Nancy behandelt hat. Von den meisten hat sie zwei Bilder hängen – eines kurz nach der Ankunft im Center und ein anderes, Monate später. Manche sind nicht wieder zu erkennen. Manche Kinder kommen total verstümmelt, mit abgeschnittenen Ohren, Lippen oder Nasen. Immer wieder, so erzählt sie, kommen Chirurgen aus der ganzen Welt, um diesen Kindern zu helfen.

In einem anderen Zelt treffe ich eine Gruppe Mädchen. Jede von ihnen sitzt an einer Nähmaschine. Auf dem Rücken tragen die meisten ein kleines Kind. Kinder, die sie im Busch geboren haben. Für die Mädchen ist es besonders schwer, später eine Zukunft zu haben, denn mit Kind ist es nicht einfach einen neuen Mann zu finden. Zu den Vätern ihrer Kinder wollen viele nicht. In der ugandischen Gesellschaft werden Kinder als Teil der Familie des Mannes angesehen. Nicht selten, so erklärt mir die Lagerleiterin passiert es, dass die Rebellenkommandeure versuchen ihre Kinder wiederzubekommen, selbst wenn die Frauen nichts mehr mit ihnen zu tun haben wollen.

Für die ehemaligen Kindersoldatinnen mit Kind ist das Leben nicht einfach. In der Gesellschaft werden sie nicht selten auch als „leicht zu haben“ eingestuft. Hier im Rehabilitationscenter haben sie die Möglichkeit, ein Handwerk zu erlernen, das es ihnen später erleichtert, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Drei bis sechs Monate bleiben die Kinder normalerweise in den Zentren. Dann werden sie zu ihren Eltern oder Verwandten zurückgebracht. Nicht selten kommt es vor, dass die Eltern nicht mehr leben oder die Kindersoldaten nicht aufnehmen wollen.

6.1 Ann – eine kritische Stellungnahme

Als Mitte der 90er Jahre in Norduganda die ersten Receptioncenter öffneten, war man froh, überhaupt eine Möglichkeit gefunden zu haben, den Kindern zu helfen. Inzwischen ist die internationale Aufmerksamkeit für das Schicksal der Kindersoldaten groß. Nicht nur Hilfsorganisationen, sondern auch Wissenschaftler beschäftigen sich mit der Thematik. So auch Ann Lorscheidter. Nach ihrem Lehramtsstudium in Ostdeutschland ging sie mit einem Stipendium nach Norduganda, weil sie über die Rehabilitation von Kindersoldaten ihre Promotion schreiben wollte. Im Sommer 2006 wird sie damit fertig werden. In den vergangenen vier Jahren hat sie unzählige ehe-

malige Kindersoldaten interviewt und sich die Arbeit der Rehabilitationszentren genau angeschaut. Am meisten hat sie dabei überrascht, dass die Acholis eine ganz andere Art haben, ihre traumatischen Erfahrungen zu verarbeiten. „Ich war geschockt, wie neutral die Menschen über die Zeit im Busch gesprochen haben und die meisten Probleme, die geschildert wurden, waren vor allem materieller Art. Zugleich hatte ich den Eindruck, die Menschen hier sind viel eher bereit, die Dinge hinzunehmen, wie sie sind und es wird wenig dagegen unternommen. Es gibt aber auch kaum Möglichkeiten, sich zu wehren, entweder du gehst freiwillig mit oder du stirbst.“

Ihre Ergebnisse, so hofft sie, sollen auch Kindersoldaten in anderen Ländern zugute kommen. In die Rehabilitation der Kindersoldaten wird viel investiert. Ob die Receptioncenter allerdings der geeignete Platz dafür sind, fragt sie kritisch an. Die Therapie findet am falschen Ort und zum falschen Zeitpunkt statt: „Meiner Meinung nach ist der Ansatz falsch, die Receptioncenter als Orte der Traumaverarbeitung zu sehen. Denn die Verarbeitung dessen, was passiert ist, setzt meistens erst sehr viel später ein. Dann, wenn die Kinder schon wieder Zuhause sind.“ Außerdem herrsche in den Rehabilitationszentren ein Alltag, der mit der Lebenswirklichkeit der meisten Menschen in Norduganda nur wenig zu tun habe. „Hier sind die Kinder noch mit anderen Kindern zusammen, die das gleiche Schicksal durchlitten haben. Sie werden gut versorgt. Es gibt drei Mahlzeiten am Tag, es gibt hervorragende medizinische Versorgung, es gibt Kleidung und Schulmaterialien umsonst. Wenn sie anschließend nach Hause kommen, haben sie nichts dergleichen.“ Stattdessen müssten die Zentren im kleineren Rahmen, beispielsweise als offene Begegnungsstätten auf lokaler Ebene organisiert sein.

Auch an die Art und Weise, wie das Counseling, die Therapie der Kinder, in den Zentren vonstatten ginge, habe sie sich zuerst einmal gewöhnen müssen: „Die Leute hier können sehr gut erzählen. Trotzdem war mein Eindruck, dass das Counseling hier nicht in dem Sinn stattfindet: „Erzähl mir, was passiert ist, dann geht es dir besser.“ Das entspricht unserer westlichen Kultur! Der Acholikultur entspricht viel mehr das: „Vergiss, was passiert ist!“ In der gegenwärtigen Situation, wo die Leute ums Überleben kämpfen, macht das auch viel mehr Sinn.“

Bei allem Leid sollte man nicht vergessen, dass die Kinder im Busch auch Fähigkeiten erlernen, die ihnen später weiterhelfen können, meint Ann Lorscheidter. Die Mädchen, die lange im Busch waren und als Frau eines Kommandanten in der Hierarchie hoch aufgestiegen sind, mussten im Busch Führungsqualitäten, wie etwa die Organisation des Haushalts oder die Beschaffung von Nahrungsmitteln entwickeln. Das sind zwar Fähigkeiten, die im Flüchtlingslager nicht unbedingt sofort zum Einsatz kommen, aber trotzdem hilfreich sein können.

7. Begegnungen mit ehemaligen Kindersoldaten und ihren Angehörigen

Zugegeben, ich hatte schon viel über sie gelesen. Diese Kinder, die gezwungenermaßen ihre Kindheit gegen das Überleben im Busch eintauschen mussten. Als sie mir dann zum ersten Mal gegenüberstehen, bin ich doch etwas irritiert. Würden sie mir in einer anderen Umgebung und nicht hier im Receptioncenter begegnen, ich würde es nicht für möglich halten, was diese Kinder durchgemacht haben.

7.1 Josephine

Josephine treffe ich im Caritas Receptioncenter in Pader. Josephine ist jetzt 18. Zwei Jahre ist es her, dass sie aus dem Busch zurückkehrte. Regelmäßig trifft sie sich nun mit Gleichaltrigen, um zu tanzen. Vor kurzem tanzte sie mit ihrer Gruppe beim Friedensgebet für Norduganda, an dem auch Erzbischof Odama teilgenommen hat. Josephine fällt mir sofort auf. Mit einer Trillerpfeife im Mund feuert sie die anderen an, noch ekstatischer zu tanzen. Ich bewundere ihre Füße, die sich nur in kleinen Schritten bewegen, doch so, dass sich ihr ganzer Körper rhythmisch schwingt. Der Tanz der Mädchen wirkt erotisch.

Als ich sie anschließend treffe, kommt es mir vor, als ob eine andere Person vor mir sitzt. Sie sieht mir kaum in die Augen, ihre Stimme wird leise. Am Anfang, nachdem sie aus dem Receptioncenter entlassen worden war und wieder zu ihrer Familie zurückgekehrt sei, ging es ihr gut. Doch in letzter Zeit gab es viele Probleme. Als ehemalige Kindersoldatin bekam auch sie ein Amnestiepaket. Die Pakete sind eine Maßnahme, um Rebellen den Schritt aus dem Busch zu erleichtern. Umgerechnet etwa 120 Euro, Kochgeschirr, eine Matratze und etwas Saatgut hat sie bekommen. Seitdem sind die Menschen in ihrer Umgebung auf sie neidisch. Ihre Brüder, so erzählt sie leise, haben ihr sofort das Geld abgenommen. Viele Menschen in ihrer Nachbarschaft können es nicht verstehen, dass die Kindersoldaten unterstützt werden, schließlich haben sie Menschen umgebracht und sich so zu Mördern gemacht. Josephine hätte gern ihre Schule beendet, doch das ist nicht möglich. Nun ist sie froh, eine Berufsschule besuchen zu können.

7.2 Konys Ex-Frau Evelyn

Evelyn ist jetzt 23 und hat drei Kinder. Als sie entführt wurde, war sie zwölf Jahre alt. Zehn Jahre verbrachte sie im Busch, dann gelang ihr die

Flucht. An den Tag ihrer Entführung kann sie sich noch gut erinnern. Es war an einem Freitag, dem 4. September 1994. Sie war auf dem Weg von der Schule nach Hause. Kurz nach ihrer Entführung kam es zu einem Streit zwischen zwei Rebellen. Beide erhoben Anspruch auf sie. Doch weil die beiden sich nicht einigen konnten, entschieden sie, sie an einen anderen Ort zu bringen, um sie dort zu Tode zu prügeln. Auf dem Weg dorthin, tauchte plötzlich Josef Kony auf, der Anführer der „Lord’s Resistance Army“. Die Männer waren bereits dabei, sie zu verprügeln, als Kony nach dem Grund fragte. Die Argumente der Männer überzeugten ihn nicht, stattdessen sagte er, das Mädchen gehöre ab sofort ihm. Noch drei Tage lang hatte Evelyn furchtbare Angst, dass die beiden Männer doch noch kommen könnten, um sie zu töten. Zunächst wurde sie von einer von Konys Frauen als Babysitter eingesetzt. Drei Jahre gelang es ihr, Kony davon zu überzeugen, sie wie ein Vater zu behandeln. Doch als sie 15 war bestand der „big man“ – wie sie Kony nennt – darauf, dass sie seine Frau würde. Sie bekam drei Mädchen, eines der Mädchen verlor sie bei einer Kampfhandlung. Bis heute weiß sie nicht, was aus ihrer zweitgeborenen Tochter wurde.

Nachdem sie Mutter geworden war, bekam sie auch innerhalb der Rebellenarmee andere Aufgaben. Früher musste sie den Rebellenführern zuarbeiten und anderen Kindern Anweisungen geben, nun beschränkten sich ihre Tätigkeiten auf Hausarbeiten. Als Kony sie zur Frau nahm, hatte er bereits zwölf Frauen. Als sie floh hatte er 27 Frauen, darunter auch vier Aboke-Mädchen (siehe Kapitel Angelina). Mit Kony lebte sie im Sudan. Manchmal kam es vor, dass Kony nach Uganda ging, dann war er mehrere Monate weg. Doch sonst sah sie ihn sehr häufig. „He loved me“, sagt Evelyn. Überhaupt wagt sie nichts Schlechtes über Kony zu sagen: „Kony is a kind and gentle person, full of humanity“. Kony sei ein netter und zuvorkommender Mensch, er habe ein großes Herz, erklärt Evelyn. Immerhin habe er sie vor den Menschen gerettet, die sie töten wollten. Und dass er sie gegen ihren Willen zur Frau genommen hat? „Ja, aber mit einem Mann unfreiwillig verheiratet zu werden, ist doch besser als getötet zu werden“, erklärt mir Evelyn.

Ihr zweites Kind verlor Evelyn während einer Kampfhandlung im Sudan. Bis heute weiß sie nicht, was aus ihm geworden ist, ob es noch lebt oder nicht. Die Trauer machte sie krank. Schließlich bat sie Kony, nach Uganda zurückkehren zu dürfen. Zunächst verweigerte er es, doch sie ließ nicht locker und irgendwann erlaubte er es ihr. Kony setzte sich mit seinen Offizieren jenseits der Grenze in Verbindung, um sie zu holen. Zurück in Uganda ging es ihr wieder besser. Mit den Rebellen hielt sie sich in der Nähe des Ortes auf, wo sie aufgewachsen war. Ihre Truppe geriet wieder in Kampfhandlungen mit der ugandischen Armee. Damals war Evelyn hochschwanger. Sie betete ständig: „Bitte lieber Gott, wenn ich sterben soll, dann lass

mein Kind nicht alleine zurück. Bitte, lass uns entweder alle sterben oder gemeinsam überleben.“ Eines Morgens bekam sie Wehen. An dem Tag wurden sie sowohl aus der Luft durch Hubschrauber als auch am Boden durch Infanterietruppen angegriffen. Jeden Abend trafen sich die Rebellentruppen an einem vereinbarten Platz, um zu überprüfen, dass keiner geflohen war. Evelyn merkte, dass ihr Kind bald kommen würde und entschied, nicht zu dem vereinbarten Treffpunkt zu gehen, sondern unter einem Mangobaum zu warten. Eine andere von Kony's Frauen, die mit ihr reiste, wollte auch dort warten. Gegen 23 Uhr kam ihre Tochter Marci zur Welt. Weit und breit gab es kein Wasser. Evelyn befürchtete, dass ihre Tochter nicht überleben würde. Am nächsten Morgen ging sie zum Rest der Truppe und bat den Offizier, sie zu ihrer Familie gehen zu lassen, damit sie ihr Neugeborenes dort waschen könne. Doch der Offizier weigerte sich und befahl ihr, stattdessen drei Tage durchzuhalten. Später wurde ihr klar, dass Kony sie im Sudan zurückhaben wollte und seinen Truppen schon Befehl gegeben hatte, sie zurückzuführen. Die Reise hätte drei Tage gedauert. Doch an dem Tag, an dem sie in den Sudan zurück sollte, wurden sie erneut von den Regierungstruppen angegriffen. Das war ihr Glück. Sie konnte fliehen.

7.3 Charly – Vom entführten Kind zum LRA-Kommandeur

Charly war 15 als die Rebellen kamen und ihn mitnahmen. Damals hatte er Träume und Pläne. Er wollte seine Schule abschließen, Elektriker werden oder Fotograf, am liebsten mit einem eigenen Studio. Heute ist er 35 Jahre alt, Vater von elf Kindern. 17 Jahre, über die Hälfte seines Lebens, hat er im Busch verbracht. Wenn ich nicht wüsste, dass Charly einst ein Befehlshaber innerhalb der LRA war, ich würde es nicht glauben. Er hat Charme und ist ein sehr freundlicher Mensch, der gerne lacht. Im Busch hatte er fünf Frauen. Seine erste Frau bekam er 1994. Seine älteste Tochter wird bald zehn Jahre alt. Am liebsten würde er mit ihnen zusammenleben, doch da er keine Arbeit hat, kann er seine Frauen und die Kinder nicht ernähren. Eine seiner Frauen kam 1997 frei, damals war sie von ihm schwanger. Nun hat sie ihn ausfindig gemacht und ihm das gemeinsame Kind vor die Tür gelegt. Sie möchte nichts mehr mit ihm zu tun haben.

Als die Rebellen kamen und ihn holten, war es Ende November. Er war eines der ersten Kinder, die Kony entführte. Von Anfang an drohten die Rebellen, sie zu töten, wenn sie flüchteten. Also blieb Charly. Doch auch vor den Soldaten der ugandischen Armee hatte er Angst. 1992 kam er zum ersten Mal aus dem Busch heraus. Die ugandische Armee verhaftete ihn und steckte ihn ins Gefängnis. Doch als er nach seiner Haft nach Hause wollte,

hatte er den Eindruck, dass es in der Gesellschaft keinen Platz für ihn gibt. Deshalb entschied er sich, wieder in den Busch zurückzugehen.

Innerhalb der LRA machte Charly Karriere. Er stieg auf bis zum „Operation Commander“. 1997 wurde er während einer Kampfhandlung schwer verwundet. Die Rebellen brachten ihn über die Grenze in ihr Lager nach Juba im Sudan und von dort aus nach Khartum ins Krankenhaus, wo sein rechtes Bein amputiert wurde. Drei Monate blieb er in Khartum. Von da ab wurde es für ihn als Krüppel auch bei den Rebellen schwierig. Denn im Busch kann nur der überleben, der in der Lage ist, sein eigenes Essen zu beschaffen. Charly meint, sein Glück sei gewesen, dass seine Frauen ihm halfen und ihn unterstützten. Das Leben im Busch ist knallhart, erzählt Charly. Früher sei er der Stellvertreter eines Kommandanten namens Alexander gewesen. Nach seiner Verwundung war Alexander es, der ihn ins Krankenhaus brachte. Wieder zurück, gab es ein Missverständnis zwischen Alexander und den anderen LRA-Kommandeuren, das damit endete, dass Alexander getötet wurde. Er sei froh, meint Charly, dass es ihm nicht genauso ergangen sei.

Nicht selten passiert es, dass Charly wegen seiner Vergangenheit angesprochen wird. Meist fragen ihn Angehörige, ob er jemanden, den sie vermissen, kennt. Nicht selten muss Charly sich dann Vorwürfe anhören, dass er als ehemaliger LRA-Kommandeur Mitschuld am Tod eines Angehörigen habe oder er müsse doch wissen, wo die Kinder geblieben sind. Bei manchen Leuten habe er das Gefühl, dass sie am liebsten Rache üben wollen, erzählt Charly. Doch müsse man doch auch sehen, dass viele Menschen im Busch waren, Präsident Museveni zum Beispiel oder auch der Bürgermeister von Gulu.

Ob er sich schuldig fühlt? Ja, meint Charly, mehrmals sei er in Kämpfen mit den Regierungstruppen beteiligt gewesen. „Kony kam und gab dir einen Befehl. Was ich getan habe, ist, ich bin den Befehlen gefolgt. Wenn der Kommandeur etwas befiehlt, dann ist es mein Job, dem zu folgen.“

Auch Charly glaubt, dass sich die Geschichte der Acholis wiederholt. Als die Vorfahren aus dem Sudan auswanderten, hätten sie sich aufgrund von gegensätzlichen Meinungen entzweit. „Das haben wir heute auch. Missverständnisse gibt es auf beiden Seiten der Acholis.“

7.4 Eine besondere Begegnung – Pamela

„Hallo, ich möchte gern noch mit Ihnen reden“, etwas irritiert schaue ich mich um. Ein junges Mädchen läuft mir entgegen. Oh nein, hoffentlich nicht wieder eine, die mich jetzt gleich fragt, ob ich eine Möglichkeit sehe, ihre

Ausbildung zu finanzieren. Nachdem mich vor einigen Tagen eine Mitarbeiterin einer Hilfsorganisation gefragt hatte, ob ich nicht jemand kenne, der ihr weiteres Studium finanziert, und mir andere in Uganda lebende Deutsche von ähnlichen Erfahrungen berichtet haben, bin ich vorsichtig geworden. Doch das ist gar nicht Pamelas Absicht. „Ich habe gehört, Sie kommen aus Deutschland“, fährt sie fort. „Ich habe von Leuten aus Belgien ein Stipendium bekommen, damit ich meine Schule weitermachen kann. Ich komme jetzt in die 'Senior Four'“, strahlt mich Pamela an. 'Senior Four' entspricht ungefähr unserem zehnten Schuljahr. „Als ich entführt wurde, war ich in der 'Primary six'.“ 'Primary six' ist die Abschlussklasse der Grundschule. Pamela überrascht mich. Das Mädchen macht einen ganz und gar fröhlichen Eindruck. Dann erzählt sie weiter, dass sie zwei Jahre im Busch war. Als sie zurückkam, hatte sie ein Kind. Von ihren Eltern hat sie nur noch erfahren, dass sie tot sind. Nach ihrer Zeit im „World Vision Reception Center“ konnte sie weiter zur Schule gehen. Jetzt hat sie im eineinhalb Autostunden entfernten „Rahele Reception Center“ in Lira ein Stipendium bekommen. Dieses Auffanglager wurde von der belgischen Journalistin Els de Temmeren gegründet, nachdem sie ein Buch über die Entführung der Mädchen aus der Aboke-Schule geschrieben hatte. „Wie kommt es, dass du mit deiner Situation so gut umgehen kannst?“ frage ich Pamela, immer noch erstaunt über unsere seltsame Begegnung. „Ich glaube, dass Gott etwas Gutes in mein Leben hineingelegt hat.“ „Und als du im Busch warst, konntest du da auch an Gott glauben?“, frage ich erstaunt zurück. „Ja, ich hatte immer den Eindruck, als ob Gott mich prüfen möchte, ob ich dem Teufel widerstehe und ihm vertraue“, erwidert Pamela. „Und jetzt freue ich mich riesig, dass ich wieder zur Schule gehen kann. Und ich würde mich freuen, wenn Sie mir schreiben. Pamela Peace, heiße ich.“ Für mich war diese Begegnung beeindruckend, weil sie mir zeigte, wie viele Afrikaner einen anderen Zugang zu übernatürlichen Dingen haben – im Guten wie im Bösen.

7.5 Angelina – oder wenn Eltern trauern

Acht Jahre lang hat Angelina darauf gewartet, dass ihre Tochter Charlotte aus dem Busch zurückkommt. Charlotte war eines jener 139 Mädchen der Aboke-Internatsschule, die in der Nacht vom 9./10. Oktober 1996 aus dem Schlafsaal der Schule entführt wurden. Bekannt wurde das Schicksal der Mädchen nicht zuletzt durch das Buch „Aboke Girl“ der belgischen Journalistin Els de Temmeren. 109 der 139 Mädchen konnten am Tag nach ihrer Entführung durch das Engagement ihrer Lehrerin, Schwester Rachele, zurückgeholt und befreit werden. Doch die anderen mussten im Busch blei-

ben, darunter auch Charlotte. Sie war damals 14 Jahre alt. Zahlreiche Diplomaten, sogar Mutter Theresa und Papst Johannes Paul II. setzten sich für die Freilassung der Mädchen ein – ohne Erfolg. Vier starben, zwei werden noch immer im Busch vermutet. Mehrfach hat Kony bestätigt, dass diese Mädchen unter seinem „besonderen Schutz“ stehen. Nach der Entführung trafen sich die Eltern regelmäßig, um ihre Trauer zu teilen. Damals sei ihr bewusst geworden, dass unzählige Eltern das gleiche Schicksal wie sie erleben, erzählt Angelina. „Doch wir wollten nicht einfach nur dasitzen und trauern. Wir mussten etwas tun. Wenn wir nicht aufstehen, würde es niemand tun“, erzählt Angelina weiter. Aus der Gruppe der Trauernden entstand eine Organisation, die sich um Eltern entführter Kinder kümmert, die „Concerned Parents Association“ (CPA). Heute hat die Organisation drei Ziele: Sie setzt sich für die Rückkehr entführter Kinder ein, kümmert sich um die Entlassenen und deren Angehörigen und möchte Friedensstifter sein. Als ich – gemeinsam mit einem Caritas-Mitarbeiter – im Büro in Gulu vorspreche und sage, dass ich gern mit einem Gründungsmitglied sprechen möchte, werde ich auf Angelina verwiesen. Allerdings mit dem Hinweis, nur, wenn ich keine Journalistin sei. Denn mit diesen würde sie nicht sprechen. Folglich bin ich gespannt, was mich erwartet. Angelina treffe ich zusammen mit Geoffrey, dem Leiter des CPA-Büros in Lira, einer Kleinstadt, unweit der Schule, wo die Organisation ihren Anfang nahm.

Vor mir sitzt eine Frau um die 50. Ihre kurzen Haare versteckt sie unter einem Turbanhut. Während sie redet, gestikuliert sie heftig mit ihren Händen. Doch Angelina redet gern. Dass ich Journalistin bin, stört sie nicht, im Gegenteil. Reden, so ihre Devise, sei wichtig für den Heilungsprozess. Angelina erzählt mir von den ersten Stunden nach der Entführung ihrer Tochter, dem Hoffen und Bangen, ihrer Wut und Ohnmacht. Eines Tages, so fährt sie fort, habe sie mal das „Vater unser“ gebetet. „Und vergib uns unsere Schuld wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“. Da sei ihr klar geworden, dass sie den Rebellen vergeben muss, ganz unabhängig davon, ob ihre Tochter jemals wieder zurückkommt oder nicht. Wie kann man jemandem vergeben, der einem etwas Schlimmes angetan hat? Seit jenem Erlebnis stand für Angelina eines fest: Sie will sich für den Frieden einsetzen, egal um welchen Preis. Eines Tages, so erzählt mir Angelina, sei sie der Mutter eines der Rebellen, die ihre Tochter entführt hatten, begegnet. Die Frau wollte nicht mit ihr sprechen, weil sie befürchtete, Angelina würde ihr Vorwürfe machen. Angelina ging auf die Frau zu. „Wenn wir nicht in Frieden miteinander leben, wie wollen wir dann erwarten, dass andere miteinander auskommen? Ich habe deinem Sohn vergeben, was er meiner Tochter angetan hat.“ Dann umarmte sie die Frau. An diesem Abend wusste Angelina, sie hatte ein Stück mehr Frieden geschaffen.

Im vergangenen Jahr kam Charlotte nach acht Jahren Gefangenschaft zurück. Als Angelina die Nachricht von ihrer Freilassung überbracht wurde, konnte sie es kaum glauben. „Ich habe mich gefreut. Doch war auch eine große Trauer in meinem Herzen, weil es immer noch Eltern gibt, die auf ihre Kinder warten und nicht wissen, was mit ihnen ist.“

8. Mangobaum, warum stehst du so alleine da? – eine Fahrt durch Acholiland

Zwei Stunden dauert die Fahrt von Gulu nach Pader. Der Ort liegt östlich von Gulu, ca. 100 Kilometer entfernt. Heute sind viele Menschen auf der Straße. Ein gutes Zeichen. Viele von ihnen gehen zu ihren Feldern, um sie zu bebauen. Norduganda ist ein sehr fruchtbares Land. „Wenn die Straßen leer sind, bedeutet das, dass Rebellen unterwegs sind“, erklärt mir John Bosco. Er weiß, wovon er spricht. Seit Jahren arbeitet der Sozialarbeiter für die Caritas. Er ist in Norduganda aufgewachsen. In den letzten Jahren, als der Bürgerkrieg besonders heftig war, arbeitete er in einem Receptioncenter in Pajule. Es war das Einzige weit und breit und die Caritas war die einzige Hilfsorganisation, deren Mitarbeiter bereit waren, in diesem Teil des Krisengebiets zu bleiben.

Auf unserem Weg kommen wir mehrfach vorbei an ausgebrannten Autowracks. Auch John wäre beinahe so ums Leben gekommen. Einmal war er unterwegs, als die Straße menschenleer war. Vor ihm geriet ein Auto in einen Hinterhalt. Auch sein Beifahrer und er wurden von den Rebellen angeschossen. Ein Militärhubschrauber bemerkte sie und kam zu Hilfe. So wurden die Rebellen aus der Luft vertrieben. Das hat John das Leben gerettet.

Doch heute ist es friedlich. Im Moment ist Dürrezeit, von der Straße aus kann man weit in die umliegenden Felder blicken. Während der Dürrezeit können sich die Rebellen nicht so gut verstecken. Außerdem sind in vier Wochen Präsidenten- und Parlamentswahlen und nichts wäre den Rebellen lieber, als dass die Menschen Präsident Museveni abwählen. Gekämpft wird wieder nach den Wahlen.

„Siehst du die großen Bäume?“, fragt mich Schwester Hannah. Die Nonne fährt mit uns nach Pajule. In wenigen Tagen soll dort neben dem Receptioncenter eine Berufsschule eröffnet werden, als deren Schulleiterin sie arbeiten wird. „Das sind Mangobäume. Vor wenigen Jahren standen hier mal Hütten, in denen die Menschen wohnten“, fährt sie fort. Jetzt erst fällt mir auf, an wie vielen Mangobäumen wir vorbeifahren. Hin und wieder sind noch die Überreste einer Hütte sichtbar. Die Menschen, die hier einst wohnten, sind entweder tot oder leben in einem der 180 so genannten IDP-Camps.

IDP steht für „Internally Displaced People“. Nach Angaben des „Department of Disaster Management and Refugees“, das beim Büro des Premierministers angesiedelt ist, leben inzwischen fast 1,7 Millionen Menschen in den Camps. Das sind 90 Prozent der Acholis. 80 Prozent davon sind Frauen und Kinder. Ende der 90er Jahre begann die ugandische Armee systematisch die Menschen aufzufordern, ihre Dörfer zu verlassen und in die Flüchtlingslager umzusiedeln. Aus Sicherheitsgründen, hieß es, weil die Armee so die Bevölkerung besser schützen könnte.

8.1 Besuch in Pader

Früher war Pader mal ein kleines Dorf von rund 1.000 Einwohnern. Heute ist die Hauptstraße, an der entlang sich rechts und links Geschäfte, Büros und Restaurants schlängeln, von einem Meer von Strohütten umgeben. Um den Dorfkern hat sich ein großes Flüchtlingslager gebildet. Daneben gibt es nochmals ein kleines Lager fürs Militär.

22.000 Menschen leben offiziell im IDP-Camp, dicht zusammengepfercht in ihren Strohütten. Die meisten Bewohner sind Kinder, viele von ihnen sind kaum bekleidet, schmutzig und ihre Bäuche sind dick, ein Zeichen dafür, dass sie nicht ausreichend ernährt sind.

Rubango Kene Bosco kam – wie viele – vor fünf Jahren nach Pader. Als Lagerleiter ist er zuständig für die Belange der Menschen. Es fehlt an allem: „Unser größtes Problem ist Wasser: wir haben nicht genügend Trinkwasser. Und während der Trockenzeit, wie jetzt, ist es besonders schlimm, weil der Wasserspiegel sinkt und man nicht alle Brunnen benutzen kann. Wir haben nicht so viele Brunnen. Die Leute müssen acht bis zehn Stunden anstehen, um einen Kanister Wasser zu bekommen. Das ist unser größtes Problem. Aber auch die medizinische Versorgung ist nicht ausreichend und wir haben nicht genügend Schulen für die Kinder und so viele Menschen haben Aids.“

Inzwischen gibt es erste Studien über das Leben in den IDP-Camps. Einer „IDP- Profiling Studie“ zufolge glauben in Norduganda wesentlich weniger Menschen als im Irak daran, dass sich ihre Lebenssituation verändern wird. Grund dafür sind die miserablen Lebensbedingungen in den Camps: 40 Prozent der Campbewohner haben nur unzureichenden Zugang zu Wasser. Ähnlich schlecht sieht es mit medizinischen Möglichkeiten aus. Jedes zweite Kind unter fünf Jahren leidet unter Mangelernährung. Gerade mal 1,3 Prozent der Kinder können die Grundschule besuchen, weil die meisten Eltern sich das Schulgeld nicht leisten können. Jeden Monat sterben bis zu 1.000 Menschen an den Folgen von Gewalt in den Camps. Der soziale Sprengstoff ist riesengroß.

In den letzten Wochen sind im Lager immer wieder Feuer ausgebrochen. Wie das passieren konnte, kann sich der Lagerleiter auch nicht erklären. In der vergangenen Nacht wurden auf einen Schlag 3.000 Menschen obdachlos. Die strohbedeckten Hütten stehen so dicht beieinander, dass das Feuer schnell übergreifen kann. Auch Grace Anneks Hütte ist niedergebrannt. Seit fünf Jahren lebt die Witwe mit ihren vier Kindern im Camp. Ihr Dorf, in dem sie früher lebte, ist nur zwei Kilometer entfernt. Doch in den fünf Jahren ist sie nie dort hingegangen. Es sei zu gefährlich: „Die Regierungstruppen erschießen dich, wenn sie dich finden, weil sie denken, du bist ein Rebell. Und wenn dich die Rebellen finden, sagen sie: „Warum lebst du im Camp? Unterstützt du Musevenis Bewegung? Du hättest bleiben sollen, wo du bist!“ So sitzt man zwischen den Stühlen. Wenn die Rebellen dich finden, hast du ein Problem und wenn die Regierungstruppen dich finden, hast du auch eines.“

Einmal im Monat kommt ein großer LKW vom UN-Welternährungsprogramm nach Pader, um die Menschen mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Seit 1996 arbeitet das World Food Programm (WFP) in Norduganda. Es war die erste internationale Organisation hier. Wenn es die monatlichen Lebensmittelrationen nicht gäbe, wären viele Menschen in Norduganda schon längst verhungert. Offiziellen Angaben zufolge sind 75 Prozent der Menschen auf die Nahrungsmittelhilfslieferungen angewiesen. In Gulu gibt es ein riesiges Zeltlager, in dem das WFP die Lebensmittel lagert und von dort aus übers Land verteilt.

Selbst wenn der Konflikt heute enden würde, meint der aus den Philippinen stammende Projektleiter Pedro Molat, wäre ihre Arbeit noch lange nicht getan. Denn die Menschen sind inzwischen so an die Hilfslieferungen gewohnt, dass vor allem die junge Generation gar nicht weiß, was es heißt für ihren eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. „Unsere größte Herausforderung ist es, wie wir die Versorgung der Menschen sicherstellen können und wo wir die Lebensmittel herbekommen. Das bedeutet, wir sind da auf die Großzügigkeit der Geberländer angewiesen. Nun stellt sich die große Frage, in welchen Abständen – ob monatlich oder jährlich – uns die Geberländer unterstützen. Das bereitet uns große Sorgen, denn wenn wir nicht regelmäßig unterstützt werden und wenn wir die Versorgung der Leute deshalb aussetzen müssten – wäre das ein großes Problem.“

Auch der Wahlkampf um die Präsidenten- und Parlamentswahlen am 23. Februar hat in Pader seine Spuren hinterlassen. Überall sind die Häuserfassaden mit den Plakaten der fünf Bewerber um das Präsidentenamt gepflastert. Vor kurzem besuchte zuerst Präsident Museveni und kurze Zeit später sein Herausforderer Kizza Besigye das Lager. Vor allem Besigye hat in Norduganda viele Anhänger. Ben Kollokot ist einer davon. Wie viele hier glaubt

der Grundschullehrer, dass der Konflikt ein Ende hätte, wenn Besigye an die Macht käme: „Als Besigye das letzte Mal hier war, hat er das so gesagt. Natürlich ist das auch viel Wahlkampfrhetorik. Aber der jetzige Präsident, er hat das schon so häufig gesagt – mindestens vier Mal – und nichts hat sich zum Positiven verändert. Deshalb verlassen wir uns auf Besigye. Wenn er gewählt wird, wird es vielleicht wahr.“

9. Ein Besuch im Langi-Land

Vor meiner Abfahrt nach Uganda habe ich in Deutschland verschiedene Hilfswerke angerufen und nachgefragt, welche Projekte sie unterstützen. Von der „Kindernothilfe“ in Duisburg bekam ich die Rückmeldung, dass sie zwei Partnerorganisationen in Norduganda unterstützen, die allerdings nicht unmittelbar im Kriegsgebiet arbeiten. So war es vielleicht eine Mischung aus Unwissenheit und Neugier, dass ich mich auf das Angebot einließ, für drei Tage ins Langi-Land zu fahren. Die Langis sind – ebenso wie die Tesos – Nachbarstämme der Acholis. Ihr Gebiet liegt im Osten, zwischen dem der Acholis und dem der Karamojongs. Die Langis, so wird mir Stephen Okite, Programmkoordinator des „Omoladyang Community Development Project“, später erklären, waren ähnlich wie die Acholis einst Rinderzüchter. Die Rinder waren ihr Hab und Gut. Musste ein Langi-Vater beispielsweise die Schulgebühren für seine Kinder bezahlen, verkaufte er eine Kuh. Für den Ertrag von zwei Kühen konnte ein Kind ein Jahr lang die Grundschule besuchen. Ein Schuljahr in einer weiterführenden Schule kostete drei Kühe. Doch Anfang der 80er Jahre überfielen die im Nordosten Ugandas angesiedelten Karamojongs mehrfach die Langis und raubten ihre Kühe. Dem vorausgegangen waren blutige Jahre: Nach der Unabhängigkeit Ugandas 1962 wurde Milton Obote, ein Lehrer aus dem Langi-Stamm, Premierminister. 1966 gelang es ihm, die Verfassung außer Kraft zu setzen und mit Unterstützung des Militärs unter Führung von Colonel Idi Amin, die Macht an sich zu reißen. 1971 nutzte Amin, der inzwischen zum General aufgestiegen war, einen Auslandsaufenthalt von Obote, um selber die Macht im Land zu übernehmen. Die Folge waren heftige Kämpfe, in denen etliche Langis starben. Viele Langis starben auch, weil sie Mitte der 70er Jahre versuchten, das Amin-Regime zu stürzen. Tatsächlich gelang es Obote 1979 mit Unterstützung tansanischer Truppen, wieder an die Macht zu kommen. Doch für die Langis ging das Blutvergießen weiter. Zunächst kam es zu Beginn der 80er Jahre zu Überfällen der Karamojongs, dann ab Mitte der 80er Jahre zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit dem Nachbarstamm, den Acholis. In den vergangenen Jahren gehörte das Gebiet der Langi zu jenem

Teil Nordugandas, das immer wieder von den Übergriffen der LRA heimgesucht wurde. Unweit der Provinzstadt Lira, die in den vergangenen Jahren vor allem durch Flüchtlinge gewachsen ist, liegt auch Aboke. Jener Ort, in dem die Mädchen der Aboke-Schule 1996 von den Rebellen überfallen und verschleppt wurden. Heute gibt es rund um Lira sechs IDP-Camps, in denen in den vergangenen Jahren mehrere tausend Menschen Unterschlupf gefunden haben.

9.1 Helfen – aber wie?

Auch Stephen Okites Leben ist vom Krieg geprägt, obgleich ihm das auf den ersten Blick nicht anzumerken ist. Wie viele Ugander lacht der 41-Jährige gern und viel. Obwohl seine Mutter umgebracht wurde, weil ihr Vater beim Militär war. Sein Vater starb kurze Zeit später in einer Kampfhandlung. Das war in den 70ern. Stephen wuchs in einem Waisenhaus auf, das von der „Kindernothilfe“ unterstützt wurde. Das ermöglichte ihm, dass er eine gute Ausbildung bekam. Heute arbeitet er für eine Partnerorganisation der Kindernothilfe. Nun will er seinem deutschen Gast sein Entwicklungsprojekt zeigen. Auf dem Weg dorthin, zeigt er mir noch zwei Flüchtlingslager rund um Lira.

Einer von Norahs Söhnen ist gerade dabei, das Dach ihrer Hütte auszubessern, als wir im Camp auf sie stoßen. Auf dem Arm trägt die alte Frau einen kleinen Jungen: Ihr Enkelkind. Ihre Tochter kam bei einem Rebellenangriff ums Leben, nun muss sie nicht nur für sich und ihre Kinder, sondern auch für den Kleinen sorgen. Ist es Glück, dass sie überlebt haben? Als wir mit Norah reden, sprudelt es nur so aus ihr heraus: Wie soll sie ihre Familie ernähren? Was soll aus dem Kleinen werden? Wo werden sie künftig leben? Ein Kameramann macht Aufnahmen. Er sei im Sudan in Dafur gewesen, doch das, was er hier sehe, sei viel schlimmer, sagt er. Denn Dafur, so seine Schlussfolgerung, stehe in der Aufmerksamkeit der Medien. Folglich seien auch die internationalen Hilfsorganisationen da. Doch wer kümmert sich um die Menschen hier? Fünf Hütten weiter treffen wir auf eine Gruppe Amerikaner. Sie sind sichtlich vom Leid im Camp berührt. Eine Bewohnerin zeigt ihnen ein kleines, zwei Tage altes Mädchen. Sofort werden die Geldbörsen gezückt und der Kleinen Geldscheine zugesteckt. Innerhalb weniger Sekunden ist das kleine Mädchen sicherlich die reichste Bewohnerin des Lagers geworden. Ob ihr das weiterhilft?

Stephen zeigt mir ein anderes Lager. Mitten auf dem weitläufigen Lagergelände hat die Hilfsorganisation „World Vision England“ ein großes Schulgebäude mit Wellblechdach aufgestellt. „Ich weiß nicht, was das soll“, regt

Stephen sich auf. Wenn wir hier anfangen, Schulen zu bauen, ist das ein Signal, dass die Leute hier bleiben. Doch die Camps sind doch nicht das Zuhause der Leute. Auch unter den Camp-Ältesten erweckt das Schulgebäude Ärger, allerdings aus einem anderen Grund: „Wir haben zwar ein Schulgebäude, doch es gibt keine Lehrer, die die Kinder angemessen unterrichten können“, klagt ein Bewohner. Er wohnt seit vier Jahren im IDP-Camp „Balastockfarm“. Doch die Schule ist nur ein Problem, das der Familienvater mir nennt. Im Moment beschäftigt ihn die Frage, dass er nicht weiß, wo er am 23. Februar, wenn in Uganda die Parlamentswahlen stattfinden, seine Stimme abgeben soll. Eigentlich wählt jeder in seinem Wohnort. Doch den hat er schon lange verlassen, um aus Sicherheitsgründen im Lager zu leben. Dabei möchte er doch so gern den Oppositionskandidaten Besigye unterstützen. Denn Museveni, so ist er überzeugt, ist für den Krieg verantwortlich und soll deshalb auf keinen Fall an der Macht bleiben.

9.2 Der vernachlässigte Norden

Die Regierung hat einfach kein Interesse, betont Stephen Okite immer wieder, als wir im Geländewagen über die Schotterpiste rauschen. Unser Ziel ist das „Omoladyang Community Development Project“, ca. 45 Fahrminuten von Lira entfernt. Hierhin verirrt sich so schnell kein Fremder. Seit August 2005 arbeitet Stephen mit drei Mitarbeitern in diesem Projekt. „Wir haben gemerkt“, erklärt der 41-Jährige, „dass wir immer nur Einzelne erreichen, wenn wir bestimmte Kinder fördern, in dem wir ihnen eine gute Ausbildung ermöglichen. Ob die ganze Familie davon profitiert, bleibt dem Goodwill des Einzelnen überlassen. Doch wir wollen die ganze Familie erreichen.“ Auf Community-Ebene haben Stephen und seine Mitarbeiter zahlreiche Selbsthilfegruppen, so genannte „self-help-groups“, initiiert. Es sind vor allem Frauen, die daran teilnehmen. Regelmäßig treffen sie sich. Jedes Mitglied hat anfangs 1.000 Schilling (ca. € 0,40) in eine gemeinsame Kasse einbezahlt. Zu jedem Treffen bringen die Frauen 100 Schilling mit. Gemeinsam überlegen sie, was sie mit den Ersparnissen anfangen können und wie sie das Geld vermehren können. Wer Geld leihen muss, bekommt einen günstigen Kredit. Nach einem Anfangsgebet besprechen die Frauen ihre Finanzsituation. Dann folgt eine Diskussionsrunde zu einem Thema. Heute geht es um Hygiene. „Wenn wir unsere Hygiene verbessern wollen, dann brauchen wir auch eine Toilette“, meldet sich eine Frau. „Ja, aber man sollte sich auch regelmäßig waschen“, meldet sich eine andere. Am Schluss einigen sich die Frauen, dass sie sich gegenseitig kontrollieren und ermutigen wollen, ihre Hütten sauber zu halten. „Früher hat jede von uns für sich selbst

gearbeitet, doch durch die Gruppen haben wir gemerkt, dass wir gemeinsam mehr erreichen können“, freuen sich die Frauen. In der ugandischen Gesellschaft sind die Frauen die Stützen, meint Stephen. Sie sind diejenigen, die sich um die Familien kümmern und für den Unterhalt sorgen. Die Frauen sind sehr glücklich, denn sie haben erlebt, dass sie selbst etwas zum Lebensunterhalt ihrer Familien beitragen können. Das macht sie auch von ihren Männern, die häufig ihre Zeit mit Trinken verbringen, unabhängiger. Statistisch gesehen bekommt jede ugandische Frau sieben Kinder. Viele der Frauen hier haben zehn und mehr Kinder. Die Frage, wie sie die Schulgebühren für ihre Kinder aufbringen sollen, beschäftigt sie sehr.

Stephen ist über den Erfolg der vergangenen sechs Monate sehr glücklich. Eine Dorfgemeinschaft hat angefangen, ein Schulgebäude zu errichten, eine andere, einen Brunnen zu bohren. Als nächstes soll die Hauptstraße repariert werden, so dass die Waren besser zum nächstgelegenen Markt transportiert werden können. Noch gleicht der Weg einer Buckelpiste. In den nächsten fünf Jahren hofft Stephen auf Unterstützung aus Deutschland, damit jede Gemeinschaft ihren eigenen Brunnen bekommt – und ein Gesundheitszentrum.

Über den Tag verteilt zeigt mir Stephen bestimmt 15 Projekte. Überall, wo wir hinkommen, begrüßen uns die Frauen mit lautem Gesang und Liedern. Für viele, so sagt mir Stephen, ist es das erste Mal, dass sie von einem Weißen besucht werden. Entsprechend herzlich ist ihre Begrüßung. Ich komme mir ein bisschen vor wie ein Staatspräsident auf Besuch. Jedes Mal soll ich eine kleine Ansprache halten. Was sagen? Also erzähle ich ihnen, dass es auch für mich komisch ist, weil ich noch nie in einer Situation war, in der ich nur von dunkelhäutigen Menschen umgeben war. Das können sie verstehen und ich habe die Lacher auf meiner Seite. Das Eis ist gebrochen. Als die Frauen der Reihe nach erzählen, wie viele Kinder sie haben, wollen sie wissen, wie viele ich habe. Kein Kind – nein, das können sie sich überhaupt nicht vorstellen. Für eine Sekunde ist die sonst so fröhliche Runde plötzlich zum Schweigen gekommen. Und auch als ich ihnen erzähle, dass deutsche Frauen im Schnitt ein bis zwei Kinder haben, bekomme ich nur erstaunte Gesichter zu sehen. Das Erstaunen reißt auch nicht ab, als mir das Gastgeschenk überreicht wird: zwei Hühner. Ob ich Hühner kochen könne, möchten sie von mir wissen. Ja, aber ich weiß nicht, wie man die Federn entfernt... Wo ich denn meine Hühner kaufe, möchte ein Mitarbeiter wissen. Im Supermarkt, tiefgekühlt. Doch wie soll man das Menschen erklären, die in einer Gegend leben, in der es noch nicht einmal Strom gibt? Das sind komische Leute, diese Weißen, diese Muzungu, oder?

10. Verschiedene Seiten eines Konfliktes

10.1 Die Nightcommuters

Zurück in Gulu stattete ich Bruder Michael einen Besuch ab. Seit 13 Jahren wohnt der Schreinermeister und Comboni-Missionar in Gulu. Die Möbel, die er in seiner Schreinerei herstellt, verkauft er im ganzen Land. Es ist viertel vor fünf Uhr am Abend. Etwas gehetzt schaut Bruder Michael auf seine Uhr. „Wir müssen uns beeilen, um fünf Uhr hören die Maschinen auf – und in einer Stunde wirst du diesen Raum nicht wieder erkennen.“ Beim letzten Satz huscht dem geborenen Franken ein verschmitztes Lächeln über sein Gesicht. Doch wenn seine Mitarbeiter abends die Schreinerei verlassen, herrscht noch lange keine Ruhe. 150 Kinder kommen jeden Abend zu Bruder Michael. In Spitzenzeiten waren es bis zu 700. Die Schreinerei liegt am Stadtrand von Gulu, ganz in der Nähe der katholischen Kathedrale und dem Sitz des Erzbischofs. „Vor zwei, drei Jahren konnten wir hier jeden Abend die Gefechte zwischen den Rebellen und der Armee hören“, erzählt Bruder Michael weiter. Seine Schreinerei ist nur eins von über 200 Schlafslagern, so genannten Nightshelters, die es inzwischen in der 100.000 Einwohner zählenden Stadt Gulu gibt. Knapp zwei Kilometer Luftlinie von Bruder Michaels Schreinerei entfernt ist Gulus größte Schlafstätte für die Schlafpendler, auch Nightcommuters genannt. Im Innenhof des Lakowe-Hospitals hat die Schweizer Abteilung von „Ärzte ohne Grenzen“ 15 Zelte aufgebaut. In Spitzenzeiten kamen bis zu 4.000 Schlafpendler hierher, die meisten davon Kinder: Jetzt kommen jeden Abend noch 1.200, erzählt Lucia Gunkel, eine aus Deutschland stammende Krankenschwester, die die Arbeit koordiniert. Seit Beginn des Schlafslagers vor eineinhalb Jahren führt Beatrice Lawahe hier jede Nacht Aufsicht. Eigentlich ist sie Lehrerin, doch die Arbeit hier macht ihr mehr Spaß als in der Schule zu unterrichten.

Steven ist einer der Jungen, die jeden Abend hierher kommen. Wie es ist zu Hause zu schlafen? Daran kann sich der Zehnjährige schon gar nicht mehr erinnern. Zu groß ist seine Angst, entführt zu werden. Sein älterer Bruder ist verschwunden, und seitdem hat die Familie nichts mehr von ihm gehört. So etwas möchte er nicht erleben, sagt er traurig. Unter dem Arm hat er seine Strohmatte. Manche Kinder haben auch ihre Schulsachen dabei, um noch Hausaufgaben zu machen oder weil sie am nächsten Morgen direkt in die Schule gehen. Die Nachtlager bieten den Kindern neben einem Schlafplatz auch medizinische und psychologische Betreuung an. Nicht selten, so erzählt Lucia, kommt es vor, dass die Kinder hungrig kommen. Gegen sieben Uhr geht in Uganda die Sonne unter, dann ist es dunkel. Doch viele Familien essen erst später ihr Abendessen. So kommen viele Kinder mit hung-

rigem Bauch. Wie Steven geht es vielen Kindern hier. Die Nightshelters geben ihnen Schutz. Zugleich zerstören sie aber auch ein Stück Familienleben, weil die Kinder nicht mehr wissen, was es bedeutet, am Abend von ihren Eltern „Gute Nacht“ gesagt zu bekommen.

10.2 Das Amnestiegesetz – ein Hoffnungsschritt?

Im November 1999 verabschiedete das ugandische Parlament ein Amnestiegesetz, das so genannte „Amnesty Act“. Jeder Rebell und auch Kindersoldaten, die aus dem Busch kommen, werden amnestiert. Zudem erhalten sie als Hilfe zur Wiedereingliederung 263.000 ugandische Schilling (umgerechnet zirka € 110), eine Decke, Kochutensilien und einige Lebensmittel. Bis zum Ende des Jahres 2004 nahmen fast 12.000 ehemalige Krieger, darunter auch viele aus anderen Konfliktgebieten, das Amnestieangebot an. Fast die Hälfte der Amnestiesuchenden sind LRA-Kämpfer gewesen. Allerdings haben viele Kommunen erst jetzt angefangen, die Amnestiepakete zu verteilen. Als ich Pader besuche, werden dort gerade die Wiedereingliederungspakete verteilt. Diese wurden größtenteils von Geldern der Europäischen Union finanziert. Im Jahr 2004 forderten Hilfsorganisationen, das Amnestiegesetz auch auf die führenden LRA-Kommandeure anzuwenden. Rückkehrende Kämpfer berichten, dass Kony das Amnestiegesetz verurteilt und strenge Strafen für diejenigen angedroht hat, die versuchen zu fliehen. Immer wieder berichten Rückkehrer auch, dass Kony ihnen gesagt habe, dass sie von der Gesellschaft ohnehin nicht aufgenommen werden. Wie kann man die Rebellen ermutigen, aus dem Busch zu kommen? Und vor allem, wie kann man sie erreichen?

10.3 Ein Besuch bei Radio FM

Für David Okidi, dem Manager von Radio Mega FM 102,6 ist sein Sender eine einzige Erfolgsstory. In der letzten Umfrage wurde der Sender unter den zehn Sendern in Acholi-Land zum beliebtesten Sender gewählt. 51 Prozent der Acholis schalten das Programm regelmäßig ein. Für David Okidi ist das eine Bestätigung, dass er ein gutes Programm gestaltet. Radio gehört in Uganda nach wie vor zum wichtigsten Medium. Zeitungen können sich die meisten Menschen nicht leisten, geschweige denn einen Fernsehapparat. Zudem gibt es von letztem ohnehin nur wenige Programme, die sich auf die Hauptstadt konzentrieren. Noch ist es nicht selbstverständlich, ein Radio zu besitzen, doch wer eines hat, zeigt es voller Stolz. 2002 wurde Radio Mega

FM 102,6 mit Unterstützung aus Großbritannien gegründet. Zu einer der beliebtesten Sendungen gehört inzwischen das Programm „Come back home“, das mit Unterstützung der Konrad-Adenauer-Stiftung aufgebaut wurde. Es richtet sich gezielt an die Rebellen im Busch. „Von einem Acholi können Sie alles verlangen, aber nicht, dass er sich ergibt. Das ist nicht Bestandteil seiner Kultur. Er steht mit dem Speer in der Hand aufrecht, auch wenn er weiß, er stirbt im nächsten Moment“, meint Wolfgang Hilberer, Leiter des Büros der Konrad-Adenauer-Stiftung. „Wenn ein Stamm eine derartige Kultur hat, dann ist es vollkommen überflüssig, einen Angehörigen eines solchen Stammes zur Übergabe aufzufordern, so wie es Museveni mehrfach getan hat und damit Friedensprozesse in der Vergangenheit immer wieder zerstört hat.“ So überlegten sich die Programmierer, welche Botschaft sie übers Radio verbreiten können und kamen schließlich auf die Idee der Sendung „come back home“. „Wir fordern keine Aufgabe der Kampfhandlungen, sondern fragen die Rebellen einfach nur: Was macht dein Zuhause? Warum kommst du nicht zurück?“, erklärt David Okidi.

Ein anderes, ähnlich erfolgreiches Programm, das ebenfalls mit deutschen Steuergeldern unterstützt wird, ist „Kabaka“. Kabaka bedeutet so viel wie ein Ort, an dem Menschen zusammen kommen, um eine Lösung für ein Problem zu finden. Innocent Oloyo ist seit drei Jahren die Produzentin des Programms. Jede Woche fährt sie woanders hin, um vor Ort mit den Menschen die Fragen, die sie beschäftigen, zu diskutieren. Die Bandbreite ist groß: „Was erwarten wir von unseren Politikern? Was macht gute Politik aus? Was muss geschehen, damit der Friede kommt?“ Die Diskussionsendung wird anschließend im Radio übertragen. Einmal, so erinnert sich die Produzentin, war sie im Gebiet von Kitgum unterwegs. Die Menschen diskutierten darüber, ob der Konflikt mit Waffengewalt oder mit friedlichen Mitteln zu lösen sei. Die Diskutierenden kamen zu dem Ergebnis, dass die friedliche Lösung versagt habe. Nach dieser Sendung habe sie einen Anruf von der LRA mit einer Morddrohung bekommen, erinnert sich Innocent. Es war nicht das einzige Mal. Trotzdem will sie mit ihrer Arbeit nicht aufhören: „Kabake gibt den Menschen die Möglichkeit, ihre Meinung zu sagen. 20 Jahre lang haben die Menschen gelitten, also haben sie ein Recht zu sagen, was sie denken, was nun das Beste für sie ist. Wo sonst haben sie eine Möglichkeit?“

10.4 Die Landfrage... oder was ist dran an den Gerüchten?

Bereits mein allererster Gesprächspartner in Kampala, Michael Winklmaier vom DED, hatte die Landfrage als einen der Gründe genannt, warum der Bürgerkrieg so schwer zu beenden sei. Norduganda ist ein sehr fruchtbares

Land. Früher wurde das Land von Generation zu Generation weitergegeben, ohne dass jemand Grenzzäune zog. Das Land gehörte den Clans. Noch vor 20 Jahren waren die Acholis Rinderzüchter. Ihre Viehherden bestimmten – ähnlich wie bei den Langis – ihren Reichtum. Heute leben über 85 Prozent der Bevölkerung in Flüchtlingslagern. Selbst wenn der Krieg zu Ende ginge, könnten viele nicht mehr genau sagen, unter welchem Mangobaum die Hütte ihrer Vorfahren gestanden hat. Und viele ältere Menschen sterben und mit ihnen das kulturelle Erbe.

Hinzu kommen Gerüchte, wonach die Regierung oder ihr nahe stehende Leute beabsichtigen, im Norden des Landes große Farmen aufzubauen. Genaue Anhaltspunkte gibt es dafür nicht, dafür jede Menge Gerüchte. Fest steht, Norduganda ist ein sehr fruchtbares Land, das brach liegt. Im Wahlkampf kündigte Präsident Museveni lediglich an, dass er die Menschen von größeren Camps in kleinere verlagern möchte. Doch dass sie wieder dahin zurückkehren können, wo sie einst gelebt haben, davon war bislang keine Rede. Pater Gerner erzählt mir, dass er schon mehrfach Flugblätter in die Hand bekommen hat, in denen aufgezeichnet ist, wie die Camps ausgebaut werden sollen und drum herum große Farmen entstehen sollen. Vor zwei Jahren, so erzählt der Priester weiter, haben ihm die Menschen in einem Camp-Gottesdienst erzählt, dass sie Besuch hatten, von einer Gruppe Offizieller mit einem großen Auto. „Ihr könnt uns doch dieses Land geben, ihr müsst ja eh in den Camps bleiben“, sollen die Fremden gesagt haben. „Wir müssen euch beschützen, denn wenn ihr rausgeht, werdet ihr erledigt. Wir haben Traktoren, um dieses Land zu bebauen, ihr könntet dann mitarbeiten und bekommt etwas zu essen.“

Mehr weiß auch Pater Gerner nicht. Nur, dass Straßen und Brücken gebaut wurden, von denen niemand weiß, wohin sie führen. „Es sind viele Zeichen da, die darauf hindeuten, da ist System dahinter.“

Auch Rubango Kene Bosco, der Leiter des Lagers von Pader, glaubt, dass den Acholis das Land weggenommen werden soll. Musevenis Familie, so erzählt er, soll in Lao bereits eine Farm mit 5.000 Kühen haben, die von Soldaten bewacht wird. „Wenn etwas deinem Freund passiert, von woher weißt du, dass es nicht irgendwann auch dich trifft?“ so sein Argument.

11. Zum Streiten gehören mindestens zwei

So habe ich es als Kind gelernt. Leider gilt dieser Satz auch für Uganda. Über die Entwicklung der Lord's Resistance Army habe ich viel geschrieben. Über das Leid der Zivilbevölkerung auch. Doch was ist mit der ugandischen Regierung, der Armee und der internationalen Gemeinschaft.

11.1 Beschützer oder Täter? – Die ugandische Armee

Für die ugandische Regierung war der Konflikt im Norden des Landes immer wieder ein Argument den Militärhaushalt aufzustocken und die internationalen Geber, allen voran die ehemalige Kolonialmacht Großbritannien, um Geld zu bitten. Seit Beginn des Bürgerkriegs 1986 war es vor allem eine Auseinandersetzung zwischen den Rebellen der Lord's Resistance Army und der ugandischen Armee, den United People Defence Forces, kurz UDPF genannt, die Präsident Museveni unterstellt sind. In zwei großen Militäroperationen, „Operation Iron Fist I“ (dt. Eiserne Faust) Mitte 2002, und „Operation Iron Fist II“, im März 2004, versuchte das Militär, die LRA zu besiegen. Erstmals kamen bei diesen Aktionen auch Hubschrauber zum Einsatz, mit dem Ergebnis, dass viele Rebellen getötet und verwundet wurden. Aber auch zahlreiche Kindersoldaten und Zivilisten kamen so ums Leben. Doch gerade das flächendeckende Bombardement und die Art und Weise, wie die UPDF die Bevölkerung in den IDP-Camps „schützt“, hat bei großen Teilen der Bevölkerung Ressentiments gegen die Armee wachsen lassen. So erzählten mir unterschiedliche Menschen, dass die Militärs die ersten waren, die verschwanden, wenn die Rebellen ihre Lager angegriffen haben. Dabei ist es eigentlich ihre Aufgabe, die Bevölkerung zu schützen.

Unbestätigten Berichten zufolge verdienen die Soldaten, die in Norduganda eingesetzt werden, ein doppeltes Gehalt. Grund genug, den Konflikt gar nicht beenden zu wollen, meint Pater Josef Gerner, der seit Jahren in Kitgum lebt. Er kann es nicht verstehen, wie eine 30.000 Mann starke Armee mit den zahlenmäßig weit unterlegenen Rebellen nicht umgehen kann. „Eine große Armee, eine Nationalarmee kann nicht mit denen fertig werden? Wir haben es längst aufgegeben, dass die überhaupt mit ihnen umgehen wollen! Über Jahre hin musste das System so gehalten werden, das hat viel Geld gebracht, nicht für die Acholis, aber für andere, für die Reichen, für die Topmilitärs und für die Regierung!“

Kritik, die Militärsprecher Chris Magezi nicht stehen lassen möchte. Der Major wirkt noch sehr jung. Die Funktion des Pressesprechers passt zu ihm. Als ich sein Büro betrete, lächelt er und dieses Lächeln wird er die ganze Zeit beibehalten, während er jede Frage nonchalant beantwortet. Aus seiner Sicht ist es einfach zu verstehen, warum der Krieg noch nicht beendet werden konnte: „Es ist sehr schwierig, die Rebellen zu fangen. Zum einen sind sie sehr mobil. Außerdem sind die Umstände nicht einfach: wir kämpfen hier im Busch und die Soldaten, die die Rebellen verfolgen, sind nur zu Fuß unterwegs.“ Zudem gäbe es innerhalb der Bevölkerung viele Kollaborateure, denn immerhin seien die Rebellen ja mit den Menschen in Nordugan-

da verwandt. Hinzu komme, dass die Rebellen anders als noch vor wenigen Jahren, inzwischen vor allem in kleinen Gruppen von drei bis fünf Mann auftauchen, die schwer zu fassen sind.

Zwei Divisionen mit jeweils 15.000 Mann sind heute noch in Norduganda stationiert, um gegen die Rebellen zu kämpfen und die Bevölkerung vor Übergriffen zu schützen. Alles gut ausgebildete Soldaten, wie mir Militärsprecher Chris Magezi versichert. Doch nicht die Rebellen in Uganda, sondern die Nachbarländer Sudan und Kongo sind derzeit das größte Problem. Joseph Kony hat seit Jahren sein Basislager im Sudan. Sein Stellvertreter Vincent Otti agiert inzwischen vom Kongo aus. „Wenn wir die führenden Köpfe haben, dann ist alles vorbei!“ prophezeit Magezi. Doch das kann dauern. Im Februar 2002 gab es eine Übereinkunft zwischen der ugandischen und der sudanesischen Regierung. Darin erklärte sich der Sudan bereit, künftig die LRA nicht mehr zu unterstützen, zugleich verpflichtete sich Uganda, die südsudanesische „Sudan People’s Liberation Movement Army“ (SPLRA) nicht mehr zu unterstützen. Zugleich erlaubte die sudanesische Regierung der ugandischen Armee auch im Südsudan zu kämpfen. „Damals haben wir die meisten ihrer Basen im Südsudan zerstört und bis heute können wir dort agieren“, erklärt der Militärsprecher Magezi. Doch nach wie vor kann Kony vom Sudan aus agieren.

Ausländische Militäreinheiten zu Rate ziehen, wie es sich viele Menschen in Norduganda wünschen, das kann sich Militärsprecher Chris Magezi gar nicht vorstellen. „Wir sind selbst gut aufgestellt. Was mit den ausländischen Truppen passiert, hat man doch an den UN-Friedenstruppen gesehen, die können doch nicht im Busch kämpfen. Sie können sich gut in Hubschraubern oder gepanzerten Fahrzeugen bewegen, aber doch nicht im Busch wie die Rebellen.“ Eine Haltung, die auch Präsident Museveni immer wieder betont: „Verteidigung ist unser souveränes Gebiet. Niemandem steht es zu, dies zu kommentieren – mit Ausnahme des Präsidenten und des Parlaments, das vom Volk gewählt ist, und niemand hat sich da einzumischen“, verkündigte er anlässlich des Jubiläums zum 20. Jahrestag seiner Machtübernahme im Januar 2006.

11.2 Der große Unbekannte – das Nachbarland Sudan

Von Kitgum aus, der nördlichsten Stadt in Acholi-Land, ist es nicht mehr weit bis zur sudanesischen Grenze. Unweit der Stadt sind die sudanesischen Berge sichtbar. In Kitgum zeigt das Thermometer bereits einige Grad mehr an als in Gulu und Pader, und wenn der Wind weht, kann man die Wüste erahnen.

Seit Mitte der 90er Jahre entwickelte sich der Südsudan für Joseph Kony und seine Gefolgsleute zum Rückzugsraum. Von hier aus konnten die Kämpfer der LRA immer wieder ihre Übergriffe in den ugandischen Norden starten. Im Sudan waren sie durchaus willkommene Gäste. Dabei galt ein einfaches Spiel: Die sudanesishe Regierung in Khartum unterstützte die Rebellen der LRA und die ugandische Regierung die der „Sudan People’s Liberation Movement Army“. Ende der 90er Jahre gab es dann erstmals Gespräche zwischen Museveni und der Regierung in Khartum. 2001 vereinbarten die beiden Regierungen, dass sie damit aufhören wollen, die jeweiligen Rebellenarmeen zu unterstützen. 2002 gestattete Khartum der ugandischen Armee, ihre Militäroperationen gegen Kony auch auf ihrem Gebiet auszuüben. Dennoch bleibt die Rolle des nördlichen Nachbarlandes fraglich, meinen Beobachter. Father Francis ist jedenfalls davon überzeugt, dass die LRA durchaus zu den Interessen der sudanesischen Regierung passt. „Die LRA ist eine Miliz und die sudanesishe Regierung braucht solche Milizgruppen, um gegen die Bevölkerung im Süden zu kämpfen. Und die LRA ist dabei durchaus eine der effektivsten. Es scheint, als ob die sudanesishe Armee noch ein Interesse daran hat, Kony am Leben zu lassen. Es könnte ja sein, dass sie ihn irgendwann doch noch brauchen. Denn das Friedensabkommen im Sudan ist immer noch im Umsetzungsprozess und es gibt immer noch eine Übergangsperiode von fünf Jahren, bevor das Referendum stattfinden wird. Ich könnte mir vorstellen, dass sie noch nicht sicher sind, ob sie den Friedensvereinbarungen wirklich trauen wollen. Für den Fall der Fälle behalten sie die Milizen lieber, falls sie sie in Zukunft noch einmal brauchen.“

Auch Wolfgang Hilberer ist davon überzeugt, dass die LRA nach wie vor Unterstützer im Sudan hat, darunter könnten auch sudanesishe Offiziere sein: „Sie können ja auch die Frage stellen, wie war es möglich, dass die LRA von den Ichthon-Bergen die 800 Kilometer bis zur kongolesischen Grenze marschieren konnte? Wer hat sie mit Booten, die sie selbst nicht besitzen, über den Nil gebracht? In der Vergangenheit haben sie nie den Nil in westlicher Richtung überquert, dazu hatten sie gar nicht die Mittel. Woher die Unterstützung kommt, woher sie Waffen bekommen, ob von der SPLMA oder ob möglicherweise von einzelnen Offizieren – da kann man nur spekulieren.“ Doch Spekulationen – so fügt der Acholi-Kenner fort – gibt es rund um die LRA viele: „Sie dürfen nicht vergessen, es gibt eine reiche Acholi-Community in Großbritannien, in Kanada, die dieser Regierung auch den Kampf angesagt haben. Man kann auch spekulieren, ob Kony wirklich Entscheidungsträger ist, oder ob die eigentlichen Entscheidungsträger sich nicht außerhalb, auf anderen Kontinenten, befinden. Da ist die Stammesbindung eine völlig andere...“

Dass die LRA im Südsudan noch Unterstützer hat, davon geht auch die ugandische Armee aus. Dabei beobachtet das ugandische Militär die Bewegungen der Lord's Resistance Army sehr genau. Kurz vor meiner Abreise aus Uganda Mitte Februar 2006 kommt eine Meldung, dass auch Kony – wie bereits zuvor sein Vize Vincent Otti – in den Kongo gegangen sei. Für Militärsprecher Chris Magezi bestätigt diese Meldung, was er sich schon lange wünscht: dass die ugandische Armee auch von Kinshasa die Erlaubnis bekommt, im Nachbarland agieren zu dürfen.

11.3 Vermeintlicher Retter: Der Internationale Strafgerichtshof

Im Oktober 2005 hat der Internationale Strafgerichtshof (ICC) offiziell Anklage gegen die fünf führenden Köpfe der Lord's Resistance Army erhoben. Falls sie gefasst werden, sollen sie vor den Internationalen Gerichtshof gestellt werden. Die ICC handelte auf Bitte von Ugandas Präsident Museveni. Für die Geschichte des ICC ein bisher einmaliger Vorgang. Auf den ersten Blick kann Musevenis Anfrage als außenpolitischer Erfolg gewertet werden. Doch bei vielen Menschen in Norduganda wird die Anrufung des Internationalen Gerichtshofs skeptisch beobachtet. Und ob dieser Schritt für die Weiterentwicklung des Friedensprozesses dienlich ist, bezweifeln vor allem viele Vertreter von Nichtregierungsorganisationen.

„Der ICC schaut nur auf die großen Bosse, aber wir haben noch unzählige andere Rebellen im Busch“, erklärt mir Innocent Oloyo. Als Mitarbeiterin von Radio FM (siehe oben) unterstützt Innocent den Amnestieprozess. Doch nun kommen kaum mehr Rebellen aus dem Busch zurück. Vermutlich haben selbst die einfachen Rebellen Angst, dass sie verhaftet werden, wenn sie zurückkommen. „Das Problem ist, wir wissen nicht mehr, welche Botschaft jetzt im Busch verbreitet wird. Wenn die Rebellen richtig hinhören, dann wissen sie, dass das Urteil nur den Top fünf gilt.“ Doch in aller Regel besitzen nur die Kommandeure ein Radio und deshalb weiß Innocent nicht genau, welche Botschaft bei den Rebellen an der Basis angekommen ist.

Auch Father Carlos ist von der Einschaltung des Internationalen Strafgerichtshofs nicht begeistert. Mehrmals stand er den ICC-Mitarbeitern bei ihren Recherchen Rede und Antwort. Doch seine Fragen, wie der ICC sich die Zukunft Nordugandas vorstellt, wurden nicht beachtet. „Ich denke, es war ein bisschen naiv zu glauben, dass man sich auf die führenden Köpfe konzentriert und dann zu denken, sobald sie gefangen sind, sei der Konflikt gelöst. Und: wer soll sie denn verhaften?“ Zudem glauben viele Menschen, dass der ICC zu einseitig sei, weil auch die ugandische Regierung und das Militär Kriegsverbrechen, wie beispielsweise die Massendepportationen be-

gangen habe, fährt Father Carlos fort. „Es ist nicht nachvollziehbar, warum der ICC dem nicht nachgeht. Der ICC hat einen klaren Auftrag, Kriegsverbrechen aufzudecken und die Tatsache, dass hier so viele Menschen durch die Regierung zwangsumgesiedelt wurden – viele von uns würden glauben, dass das auch Kriegsverbrechen sind.“

Auch bei vielen einheimischen Nichtregierungsorganisationen hat die Einschaltung des ICCs nur Kopfschütteln hervorgerufen. Der Zeitpunkt sei nicht gut gewählt gewesen, sie hätten uns noch mehr Zeit für Verhandlungen geben sollen, klagt der Sprecher der „Acholi Religious Leaders Peace Initiative“. „Als der ICC sein Kommen ankündigte, war gerade ein Friedensprozess im Gang. Doch dadurch kam er ins Stocken. Als die Haftbefehle erlassen wurden, war das das Ende der Friedensgespräche. Warum sollten die Rebellen sich mit uns an einen Tisch setzen, wenn sie wissen, dass sie dann verhaftet werden?“

Lediglich von Walter Ochara, der als Landrat von Gulu arbeitet, lese ich, dass er den Schritt Museveni befürwortet. Die LRA habe schließlich genügend Zeit gehabt, wird er in einem Zeitungsartikel zitiert.

Bisher hatte die Einschaltung des ICC vor allem einen Effekt: Kurz nach Verlautbarung der Anzeigen kursierte eine Meldung, dass die ICC-Mitarbeiter angeblich in NGO-Autos unterwegs gewesen sein sollen und Kony deshalb künftig diese so gekennzeichneten Autos und ausländische Mitarbeiter von Hilfsorganisationen bei Angriffen nicht mehr verschonen werde. „Wir wissen nicht genau, ob diese Meldung tatsächlich von Kony kam oder ob es nur ein Gerücht ist“, sagt Lucia Gunkel. Die gelernte Krankenschwester verantwortet als Feldkoordinatorin die Arbeit der Schweizer Sektion von „Ärzte ohne Grenzen“ in Gulu. „Allerdings mussten wir sie ernst nehmen, zumal in dieser Zeit mehrere NGO-Fahrzeuge angegriffen wurden“. Die Folge: Die „Ärzte ohne Grenzen“- Helfer fuhren nur noch „sichere“ Wege und konnten manche Lager nicht mehr aufsuchen. „Als die Menschen gesehen haben, dass unsere Autos nicht mehr kommen, hatten sie Angst“, erzählt Lucia Gunkel weiter. Das Militär hatte den „Ärzte ohne Grenzen“- Helfern angeboten, sie in die Lager zu begleiten. Doch ein Prinzip der Organisation ist es, grundsätzlich ohne militärischen Begleitschutz zu fahren: „Wir sind eine Hilfsorganisation und wollen unparteiisch arbeiten und hauptsächlich für die Bevölkerung da sein.“

11.4 Die Rolle des Parlaments und der Regierung

Der Konflikt in Norduganda ist so alt, wie Präsident Yoweri Museveni an der Macht ist. Alle Versuche – militärische wie nichtmilitärische – den

Bürgerkrieg zu beenden, scheiterten. Immer wieder sagten mir Gesprächspartner – einfache Menschen wie internationale Beobachter – dass sie vom eindeutigen Friedenswillen des Präsidenten nicht überzeugt sind. Warum? „Museveni braucht immer einen Krieg“, erklärt mir einer meiner Gesprächspartner, der für dieses Zitat nicht genannt werden möchte. Denn solange irgendwo gekämpft wird, ist die Armee beschäftigt.

Museveni hat selbst lange im Busch gekämpft, bevor er an die Macht kam. Selbst während des letzten Präsidentschaftswahlkampfes gab es immer wieder Verlautbarungen, sowohl von seiner als auch von der Seite seines Herausforderers Kizza Besigye, dass sie wieder in den Busch gehen würden, sollte die Wahl nicht ihren Erwartungen gemäß enden. Eine Haltung, die für das westliche Regierungsverständnis nicht ganz nachvollziehbar ist!

Dabei war es immer wieder Museveni, der die Friedensgespräche von Betty Bigombe (siehe Kapitel Let's talk – Dialog) zum Platzen brachte. Westliche Diplomaten beobachten auch, dass die ugandische Regierung gegen Kritik zunehmend verschlossener ist. Vor allem die Menschen in Norduganda glauben, dass Präsident Museveni derjenige ist, der für ihr Schicksal verantwortlich ist.

Als die Briten den Staat Uganda gründeten, machten sie das auf dem Reißbrett ohne sich darüber Gedanken zu machen, wie die Stämme sich untereinander verstehen. Bis heute verstehen sich viele Ugander deshalb nicht als eine Nation, sondern sehen vor allem ihren Stamm. Aufgrund ihrer Geschichte unterstützen die Acholis nicht das von Museveni gegründete „Movement“-System. Folglich gibt es auch kaum Acholis in der Regierung. „Von 60 Mandatsträgern kommt gerade mal einer von den Acholis. Dabei sollten die Acholis 40 bis 50 solcher Leute haben. Seitdem Museveni an die Macht kam, gab es keinen einzigen Acholi im Kabinett“, klagt Mr. Uma. Acholis bekämen höchstens einen Staatssekretärsposten. Außerdem seien die Acholis größtenteils Anhänger der Partei „Forum for Democratic Change“ (FDC) von Kizza Besigye, dem einstigen Leibarzt und Weggefährten Musevenis. In Norduganda erhält seine Partei immer vergleichsweise viele Wählerstimmen. Entsprechend groß ist die Hoffnung auf einen Regierungswechsel bei den Wahlen Ende Februar 2006. „Wenn der Rest von Uganda so denken würde wie wir, hätten wir schon längst einen Regierungswechsel.“

Und auch im Parlament sind die Nordugander kaum vertreten. Von den über 300 Abgeordneten kommen 15 aus dem Norden, darunter drei Frauen. Ihr Einfluss ist gering, da sie vorwiegend der Opposition angehören. Hinzu kommt, dass die Kandidaten für die Parteien nicht gewählt, sondern von den Ältesten bestimmt werden.

11.5 Reagan Okumu

Reagan Okumu war 15 als Museveni an die Macht kam und der Bürgerkrieg in seiner nordugandischen Heimat begann. Seit zehn Jahren ist der heute 36-Jährige Abgeordneter im ugandischen Parlament. Sein Anliegen ist es, sich für die Menschen in Norduganda einzusetzen. Vor zehn Jahren, so erinnert er sich heute, sei der Konflikt im Norden Ugandas noch nicht einmal im Parlament thematisiert worden. Doch das spiegelt auch einen Teil des Konfliktes wieder: Nach wie vor gibt es in Uganda eine große Kluft zwischen Nord und Süd. Dass der Konflikt in Norduganda inzwischen auch die Geber und die internationalen Diplomaten interessiert, sieht er als Früchte seiner Arbeit. Dennoch: Vor allem glaube ich, dass es zu spät ist, denn die meisten der angesprochenen Länder haben uns ja erst diese Diktatur beschert. Sie haben Präsident Museveni in aller Stille unterstützt. Es gab eine internationale Übereinkunft, stillzuhalten; und auch das Leid der Menschen in Norduganda, das in meinen Augen Völkermord ist, haben sie ignoriert. Das Stillschweigen ging so weit, dass die Amerikaner Präsident Museveni als einen neuen Typus Staatslenker bezeichneten, als eine Hoffnung für Afrika – und währenddessen hat ganz Norduganda unglaublich gelitten, wurden die Menschen in Camps isoliert.“ Trotzdem will der zweifache Familienvater weiterkämpfen. Für seine politischen Überzeugungen ist er bereit, einen hohen Preis zu zahlen. Im vergangenen Jahr wurde er verhaftet, als er auf dem Weg zu einer Veranstaltung war, bei der er gegen das Referendum protestierte, mit dem Präsident Museveni seine Wiederwahl sicherte. Erst kurz vor der Wahl ist er freigelassen worden.

12. Lösungsansätze – What needs to be done

„Und was muss aus Ihrer Sicht getan werden, damit der Konflikt ein Ende findet?“ beende ich fast jedes Gespräch, wenn mich jemand fragt, warum ich mich ausgerechnet für den Konflikt in Norduganda interessiere. Zugegeben, vielleicht ist bei der Frage immer die Hoffnung dabei, eine Antwort auf ein scheinbar unlösbares Problem zu finden. Hier einige Antworten:

12.1 Das Hauptproblem: Reconciliation – Versöhnung

Eine Stunde lang schon unterhalte ich mich mit einem Sprecher der „Acho-li Religious Leaders Peace Initiative“ über den Konflikt und was seine NGO dazu beitragen kann. Plötzlich hält er inne: „Weißt du, was unser Hauptproblem ist? Versöhnung. Selbst wenn der Krieg und das Schießen aufhören,

dann fangen die Probleme erst wirklich an.“ Und dann zählt er sie auf: „Wohin sollen die Leute gehen, wenn sie die Camps verlassen? Wem gehört das Land? Wer soll in welcher Form unterstützt werden?“ Aufgrund ihrer Kultur seien die Acholis schnell dabei von Versöhnung zu sprechen, meint auch Pater Gerner. Allerdings muss an vielen Stellen zuerst auch mal Gerechtigkeit geschaffen werden. Denn nicht immer gäben die traditionellen Bräuche eine ausreichende Antwort. Einmal traf er im Krankenhaus eine Frau. Neben ihr lag ein Kind, von dem sie wusste, dass es ihren Sohn erschlagen hat. „Wir als Kirche haben eine enorme Aufgabe, die Dinge ernst zu nehmen und den Menschen in solchen Situationen zu helfen.“

12.2 Anerkennung

„Wissen Sie, was der Unterschied ist zwischen der Aidsproblematik, die wir in unserem Land in den vergangenen Jahren erfolgreich bekämpft haben und dem Konflikt im Norden?“ Mit großen, fragenden Augen schaut mich Lam Oryem Cosmas an. „Beim Thema Aids hat die Regierung irgendwann erkannt, dass es ein Problem gibt, das gelöst werden muss. Im Norden war das bislang nie der Fall.“ Lam weiß, wovon er spricht. Aufgewachsen in einem kleinen Dorf an der sudanesischen Grenze, kennt er den Konflikt von Kindesbeinen an. Seine Eltern sind beide ums Leben gekommen. Lam hatte „ungeheuer Glück“, wie er selbst immer wieder betont. Er bekommt ein Stipendium, studiert in Amerika Friedens- und Konfliktforschung, um nach seinem Abschluss wieder nach Uganda zurückzukehren. Jetzt arbeitet er für die „Justice & Peace Commission“, eine katholische NGO unter dem Dach des Erzbischofs, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Menschenrechtsverletzungen zu ahnden und zugleich die Acholis darin auszubilden, gegen Menschenrechtsverletzungen anzugehen. Für Lam ist klar, was passieren sollte: „Die Regierung müsste endlich anerkennen, dass wir Hilfe brauchen. Und dann sollten sie alles unternehmen, dass wir die Hilfe auch bekommen. Bislang überlassen sie das vor allem den Hilfsorganisationen und ohne die, könnten die Acholis derzeit nicht überleben.“

12.3 „Sag deinem Nachbarn, dass du ihn brauchst“ – Landesweite Aussöhnung

In einem weiteren Schritt, so fügt Lam Oryem Cosmas hinzu, müsste es zu einer landesweiten Versöhnung kommen. Nach wie vor werde in Uganda viel zu sehr in Stämmen gedacht. Der Norden gegen den Süden, der Westen ge-

gen die Menschen aus dem Osten. „Auch die Menschen in den anderen Landesteilen müssten begreifen, dass wir zusammengehören und bislang einen falschen Weg gegangen sind.“ Damit steht der Konfliktforscher nicht alleine da. Auch der Erzbischof der Anglikanischen Kirche, Livingstone Mpalanyi-Nkoyooyo, rief zu Jahresbeginn zur Versöhnung zwischen den Stämmen auf. „Sag deinem Nachbarn, dass du ihn brauchst!“, so seine Botschaft.

12.4 Get them their cattles back!

Es müssen nicht unbedingt echte Kühe sein, doch in irgendeiner Form sollte Museveni den Acholis zurückgeben, was ihnen genommen wurde, meint der Leiter der Konrad-Adenauer-Stiftung Wolfgang Hilberer. Auch Entwicklungshilfe könnte eine moderne Form von Kühen sein. Vor allem den Menschen in den IDP-Camps fehlt es an allem. Und sie haben nicht das Gefühl, als ob die Regierung alles unternimmt, um ihre Situation zu verbessern.

12.5 Get Kony!

Father Francis muss nicht lange überlegen. Seine Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen. Der Priester ist überzeugt, wenn Kony überführt wäre, wäre der ganze Spuk zu Ende. Warum? Was macht ihn da so sicher? „Je mehr ich darüber nachdenke, desto skeptischer werde ich, dass wir durch Verhandlungen tatsächlich eine dauerhafte Lösung erreichen. Der Krieg hört auf, wenn Kony entweder gefangen genommen oder getötet wurde. Aber das wird ohne die Zusammenarbeit und Unterstützung durch den Sudan nicht geschehen. Unglücklicherweise verstehen die Regierenden im Sudan nur eine Sprache: Druck. Die internationale Gemeinschaft sollte diesen Aspekt viel ernster nehmen und auf den Sudan Druck ausüben und nicht den Lügen Glauben schenken, dass sie kooperieren.“

12.6 „Die UN muss her!“

Auch Mr. Uma muss nicht lange überlegen „Die UN muss her, die UN muss endlich verstehen, was hier vor sich geht“. Mit der Geste eines Kindes, das hofft, wenn es seine Wünsche nur häufig genug artikuliert, werden sie sich schon erfüllen, wiederholt Mr. Uma seinen Wunsch und unterstreicht ihn damit, dass er erwähnt, dass der katholische Erzbischof Odama Ende Ja-

nuar zur UN-Vollversammlung nach New York reist, um über die Situation in Norduganda zu berichten. Ein Hauch von „doch spätestens dann wird die internationale Gemeinschaft eingreifen“ liegt in seiner Stimme. „Und was, wenn nicht?“ frage ich nach, wohlwissend, dass ich dadurch große Hoffnungen zerstöre. „Dann müssen wir beten.“ „Wofür?“ „Beten, dass Besigye Präsident wird.“

Die UN sollte kommen und Norduganda übernehmen. „Wenn wir in den Händen dieser Leute bleiben, dann gehen wir alle zugrunde“, wiederholt Mr. Uma sein Argument und fügt hinzu: „Unser Flughafen, der von Obote gebaut wurde, ist groß genug, um unsere Produkte nach Europa zu exportieren. Wir könnten Reis, Simsim, Baumwolle etc. exportieren. Innerhalb eines Jahres könnten die Acholis ein eigenes Land „Acholiland“ sein. Vergessen Sie Kampala! Unser Land ist so fruchtbar. Wenn die UN übernehmen würde, ginge es uns spätestens in zehn Jahren wieder richtig gut!“

Doch Mr. Umas Hoffnungen könnten von geringer Tragweite sein. Zwar ist die UN seit Jahren in Norduganda durch das Welternährungsprogramm, das Kinderhilfswerk UNICEF und durch das „UN Office for the Coordination of Humanitarian Affairs“ (UNOCHA) vor Ort, doch dabei geht es vor allem darum, die humanitäre Not zu lindern. Doch der Einsatz möglicher Blauhelm-Soldaten wird derzeit von der ugandischen Regierung weder gewünscht noch erwogen. Noch während ich in Uganda bin, diskutiert der UN-Sicherheitsrat über die Situation in Norduganda, doch ohne bislang eine Resolution dazu verabschiedet zu haben. Doch selbst wenn es eine gäbe, so Lars-Erik Skansar, der als Advisor die Aktivitäten der OCHA in Norduganda koordiniert, müsse man sehen, was die UN-Resolutionen in anderen Ländern gebracht haben: Nichts! Neben der humanitären Hilfe sieht er die Aufgabe der internationalen Gemeinschaft deshalb vor allem darin, den Friedensprozess weiter zu überwachen.

Doch längst denken auch bei den Vereinten Nationen nicht alle wie der Norweger. Bereits im Januar 2005 kritisierte UNICEF, dass die UNO nicht mehr tue. Zwar habe der UN-Sicherheitsrat den Missbrauch von Kindern als Soldaten verurteilt, er scheue aber vor konkreten Maßnahmen wie Waffenembargos, Kontensperrungen oder Reisebeschränkungen zurück, so die Kritik. Eine Forderung, die vor allem bei einigen NGOs wie beispielsweise der „Concerned Parents Association“ große Unterstützung findet.

12.7 „Let’s talk – Dialog“

Wenn es um das Thema Friedensgespräche geht, fällt immer wieder ein Name: Betty Bigombe. Bereits Ende 1993 ist die Norduganderin zum ers-

ten Mal in den Busch gegangen, um mit den Rebellen zu reden. Damals war Betty Bigombe noch für Norduganda zuständige Ministerin im Kabinett von Präsident Museveni. Die Verhandlungen 1993/94 seien die erfolgreichsten gewesen, meint Wolfgang Hilberer. Allerdings sei es dann Präsident Museveni gewesen, der die Sache habe platzen lassen, in dem er den Rebellen ankündigte: „Ich gebe euch fünf Tage, um euch zu ergeben!“ „Als Präsident sollte Museveni eigentlich die Kultur und die Tradition der Stämme seines Landes kennen und wissen, dass die Acholis sich auf ein solches Angebot nicht einlassen werden“, so Hilberer. Seitdem hat Bigombe immer wieder das Gespräch gesucht. Sie gilt als die wichtigste Gesprächspartnerin und wird auch von den Rebellen der „Lord’s Resistance Army“ als solche akzeptiert.

Auch in den letzten Jahren hat es wieder vermehrt Gespräche gegeben. Seit 2001 stehen auch Vertreter der „Acholi Religious Leaders Peace Initiative“ in regelmäßigem Telefonkontakt mit den Rebellen. Betty Bigombe führte ihre letzten Erfolg versprechenden Gespräche im Herbst 2004. Für fast drei Monate, so erinnert sich Wolfgang Hilberer, sei es zu einem kompletten Waffenstillstand in einem bestimmten Gebiet gekommen. „Es gab ein hohes Maß an Sicherheit und die Hoffnung, eine vertrauensbildende Basis mit den Rebellen aufbauen zu können.“ Gelegentlich sei es zu einzelnen Übergriffen gekommen, die dann sofort als LRA-Überfälle verbucht worden seien, wobei man gar nicht zweifelsfrei sagen könne, dass das so gewesen sei. Das hätten auch ganz normale kriminelle Akte gewesen sein können.

Wolfgang Hilberer gehörte damals – wie auch Father Carlos zu den internationalen Beobachtern. Ohne internationale Beobachter sei die LRA nicht zu Gesprächen mit der ugandischen Regierung bereit gewesen. „Wir waren alle zuversichtlich, dass der Konflikt beendet werden kann.“ Zugleich sei das Gespräch aber auch von dem tiefen Misstrauen der Rebellen gegenüber der Regierung geprägt gewesen. Immer wieder kam das Argument, Museveni hat uns schon so oft betrogen, warum sollten wir ihm diesmal glauben? „Doch dann hatte Museveni wieder eine Übergabe gefordert. Der Verhandlungsführer der LRA, Sam Kolo hat die Fronten gewechselt und ist nach Hause gekommen. Damit war auch der Dialog abgeschnitten“.

Die Friedensgespräche hätten durchaus kleine Erfolge gehabt, meint auch Father Carlos. Einige der LRA-Kommandeure hätten schließlich so viel Vertrauen entwickelt und seien aus dem Busch gekommen. Allerdings, so fügt der Spanier hinzu, muss man auch sehen, dass sie nie mit den Top-Spitzen gesprochen haben.

Nun gälte es, den Dialog wieder aufzunehmen und fortzuführen, meint Lars-Erik Skannsar. Solange Gespräche stattfinden, bedeutet es, dass die Parteien nicht das Interesse aneinander verloren haben und deshalb seien

Gespräche die beste Grundlage, dass doch irgendwann wieder Friedensverhandlungen aufgenommen werden. Wolfgang Hilberer denkt ähnlich: „Im Prinzip sollte die Doppelstrategie der Regierung beibehalten werden: Einerseits militärischen Druck ausüben und gleichzeitig die Verhandlungsoption beibehalten.“

12.8 Let's pray!

Afrikaner haben eine andere Art zu leben und die Wirklichkeit wahrzunehmen. Dazu zählt auch, dass für viele von ihnen der Glaube an Geister und Mächte oder die Existenz von ihnen zum Leben dazugehört. So spielt auch der Glaube an Gott eine große Rolle. Mehrfach sind mir Menschen begegnet, die zutiefst davon überzeugt sind, dass, wenn es eine böse Macht mit so großem Einfluß wie die „Lord Resistance Armee“ gibt, dass es dann auch eine gute Macht geben muss, die helfen kann, die böse Macht zu besiegen. Experito Bulamy ist einer davon. Der Pastor einer charismatischen Freikirche glaubt genau zu wissen, warum Joseph Kony so viel Einfluss hat. Kony, davon ist er überzeugt, steht in Verbindung mit dämonischen Kräften. Wenn die Kinder von den Rebellen entführt werden, müssen sie Initiationsriten durchlaufen. Dadurch werden sie gefügig gemacht. Am Anfang habe Kony zwar den Segen der religiösen Führer gehabt, doch mit der christlichen Religion habe sein Verhalten nichts zu tun. Vielmehr stünde Kony eng in Verbindung mit dämonischen Kräften. Auch er möchte seinen Beitrag für die Beilegung des Bürgerkriegs leisten. In den 90er Jahren gab Pastor Experito seinen Job in Kampala auf, um nach Gulu ziehen. „Im Auftrag Gottes“, wie er sagt. Im März 2003 ging er mit einer Gruppe Gleichgesinnter zu einem Platz namens „Eniklark“, der Einheimischen seit Jahrhunderten als „dämonischer Ort“ bekannt ist. Auch Kony soll diesen Ort schon mehrfach besucht haben. Doch Experito ging hin, um dort zu beten. „Als wir ankamen, erzählten uns die Soldaten, dass sie Tiere gesehen hätten, die das Wasser des Flusses getrunken hatten und daraufhin tot umgefallen waren“. Nach dem Gebet trank Experito etwas von dem Wasser. Es schmeckte noch bitter. Also betete er nochmals. Daraufhin sei das Wasser so gut geworden, dass sie es hätten trinken können. Bis heute ist das Wasser gut geblieben. „Also waren Dämonen in diesem Wasser“, ist der gläubige Christ überzeugt.

Experito ist von seiner Methode zur Kriegsbekämpfung überzeugt. „Nach unserem Gebet ergaben sich viele Kommandeure der Rebellen und von Kony wird erzählt, dass er seine Kraft verloren habe. Noch ist Kony aktiv, aber nicht mehr lange“, ist Experito zuversichtlich. Denn die Kirche habe

angefangen zu beten und Gott würde schließlich Gebete erhören. Selbst wenn Kony nicht gefasst wird, würde er doch irgendwie von der Bildfläche verschwinden.

13. Was nun – oder warum schweigt der Westen???

„Warum hat der Westen so lange geschwiegen?“ fragt sich Pater Josef Gerner, der seit zehn Jahren in Kitgum arbeitet, immer wieder. In dieser Zeit hat er viel miterlebt: die Verschleppung zahlreicher Kinder, den Kampf gegen die Zwangsumsiedelung in die Camps, unzählige Tote und Verletzte. 13 Mitbrüder der rund 100 Mitglieder zählenden Gemeinschaft sind umgekommen. Gerner selbst ging jeden Morgen in dem Bewusstsein aus dem Haus, dass es sein letzter Tag sein könnte. „In den zehn Jahren hat Deutschland sich sehr schweigsam verhalten“, meint der Pater. Andere Länder wie Holland oder Großbritannien hätten klarer gesagt, dass sie zwar die Menschen im Norden, aber nicht die Politik von Präsident Museveni unterstützen wollen. Über die Hälfte des ugandischen Staatshaushalts wird von internationalen Entwicklungsgeldern finanziert. Die ehemalige Kolonialmacht Großbritannien, die Weltbank, Norwegen, Schweden, Dänemark und auch Deutschland gehören zu den Geldgebern. Im vergangenen Sommer haben Irland und Norwegen als erste Länder ihre Zuzahlungen für den ugandischen Haushalt gekürzt. Eine Entscheidung, die sich die Länder gut überlegt haben, meint die norwegische Botschafterin Bjorg S. Leite: „Wir haben gesehen, dass es einige sehr negative Entwicklungen im Demokratisierungsprozess gab, was die Behandlung von Menschenrechten und auch was den Willen zur Korruptionsbekämpfung angeht. Das waren hauptsächlich die Gründe für die Kürzungen. Wir hatten uns das vorher eine Zeit lang angesehen. Wir haben eine partnerschaftliche Beziehung mit Uganda, aber dazu müssen beide Seiten etwas beitragen.“ In den meisten Fällen ist das Geld nicht weg, sondern soll direkt der humanitären Hilfe in Norduganda zugute kommen. Die Haushaltsmittel zu kürzen, sei trotzdem unfair, betont Onapito Ekomoleit, Sprecher von Präsident Museveni, immer wieder. Zumal auch die damit verbundene Kritik nicht nachvollziehbar sei: Ein Problem der Kürzungen ist, dass sie einfach unnötig und unfair waren, weil die Argumente so nicht stimmten. Zum Beispiel waren die Geber mit dem politischen Veränderungsprozess nicht einverstanden. Aber der lief ziemlich transparent: Zuerst sagten sie uns, wir müssten mehrere Parteien zulassen. Dafür haben sich die Ugander per Referendum entschieden. Damit hätte die Debatte beendet sein müssen. Und jetzt haben wir sogar Wahlen. Die Regierung hat also alle ihre Argumente entkräftet.“

13.1 Andrew M. Mwenda – Kritiker ohne Lobby

Doch längst sind in Uganda nicht alle dieser Meinung. Die Kürzungen gehen nicht weit genug, glaubt Andrew M. Mwenda. Der 35-jährige Journalist und Radiotalkmaster ist international ein gern gesehener Gast, wenn es um kritische Töne geht. In seinem Heimatland musste er für seine kritischen Töne auch schon ins Gefängnis. Im vergangenen Jahr reiste er auf Einladung des britischen Premierministers Tony Blair nach England. Seine Botschaft: Ohne Entwicklungshilfe ginge es den afrikanischen Staaten – auch Uganda – wesentlich besser. Denn die Entwicklungshilfe halte die Regierungen davon ab, selbst Verantwortung für die Bevölkerung zu übernehmen. „Angenommen, man kürzt Ihren Monatsverdienst von 10.000 Euro um 1.000 Euro – dann haben Sie immer noch 9.000 Euro. Wird sich dadurch irgendetwas an ihrem Verhalten ändern? Das Problem ist, die afrikanischen Staaten müssen sich kaum um eigene Einnahmen bemühen, weil es so nette Leute in Europa gibt, die sagen: Bitte tut nichts, bleibt zu Hause und wartet, bis wir kommen und euch Geld geben! Wissen Sie, was im Moment passiert? Durch die Kürzungen der Geberländer ist Ugandas Abhängigkeit von 53 auf 40 Prozent zurückgegangen. Ich sage Ihnen, wenn die Geber Museveni mehr unter Druck gesetzt hätten, hätte er die Steuern erhöht.

Inzwischen sind Andrew M. Mwendas Ansichten auch in allen großen deutschen Tageszeitungen (Der Spiegel, Die Welt und Die Süddeutsche) publiziert worden. Der Journalist konnte sich damit ein gutes Zubrot verdienen, mit dem er die Schulbildung seiner Neffen und Nichten finanziert. Ändern wird sich dadurch vermutlich nichts.

13.2 Hat die internationale Gemeinschaft geschlafen?

Hat die internationale Gemeinschaft geschlafen? Oder vielleicht sogar bewusst weg gesehen? Sigurd Illing, seit 2001 Botschafter bei der Europäischen Union in Kampala, meint: ja! Als Präsident Museveni Mitte 1986 an die Macht kam und es ihm gelang, das bürgerkriegsgeschüttelte Land wirtschaftlich zu stabilisieren, habe man sich international ausschließlich dafür interessiert. „Uganda war lange Zeit das Land in Afrika, das man präsentieren konnte, um zu zeigen, dass die Dinge nicht wirklich so schlecht stehen, und zum zweiten, dass die Hilfe, die wir leisten, auch Auswirkungen hat. Das Negative daran war, dass man sich so darauf konzentriert hatte zu sehen, was alles gut lief, dass man das Element, das gar nicht gut lief, nämlich der Konflikt im Norden, einfach nicht beachtet hat.“

13.3 Deutsche Entwicklungshilfe

Auch in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit zählt Uganda zu den Schwerpunktpartnerländern. 2004 hat Deutschland Uganda über 45,2 Millionen Euro an Entwicklungshilfe für die nächsten drei Jahre zugesagt. Vier Millionen davon sind als so genannte Budgethilfe vorgesehen, also Geld das direkt in den ugandischen Haushalt fließt. Verglichen mit anderen Geberländern wie beispielsweise Großbritannien oder Norwegen ist das anteilmäßig sehr wenig. Zugleich hat Deutschland mit Uganda drei Schwerpunkte in der Entwicklungszusammenarbeit vereinbart: Unterstützung in der städtischen Wasser- und Abwasserversorgung, Förderung der Berufsbildung und drittens die Entwicklung und Förderung des Finanzsektors.

Erst Mitte Januar entschied Deutschland – nachdem auch die Weltbank ihre Zusagen für Uganda gekürzt hatte – die Budgethilfe um zehn Prozent zu kürzen. Allerdings nicht aufgrund von Demokratiedefiziten, betont Dr. Annette Windmeisser vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Mangelnde Demokratie als Grund anzuführen halte sie für überzogen und im Vergleich mit anderen afrikanischen Staaten für nicht angemessen. Stattdessen kritisiert sie den Umgang der Ugander mit ihren Staatsgeldern: „Die Ugander haben ihren Haushalt um zwölf Prozent überzogen – das heißt, es wurde schlicht zuviel ausgegeben. Das wäre an für sich gar nicht so das Drama gewesen, das kommt auch in anderen Ländern vor. Das Problem ist, wofür das Geld ausgegeben wurde. Und das sind hauptsächlich Interventionen der Staatskanzlei, das heißt unmittelbare präsidentielle Interventionen in den Haushalt und das häufig natürlich in Vorbereitungen der Wahlen, um irgendwelche Wahlversprechen im Voraus zu erfüllen. Und für uns war das der Hauptgrund, warum wir gekürzt haben. Und wir haben nicht so wie die anderen Geber offiziell aus politischen Gründen gekürzt.“

Noch ist nicht entschieden, was mit dem eingesparten Geld passieren soll, ob es – wie bei anderen Ländern – den Menschen in Norduganda zugute kommen soll – oder ob es in den Aufbau der städtischen Wasserversorgung fließt. Verglichen mit anderen Ländern hat Deutschland bislang nur wenig Geld unmittelbar in den ugandischen Haushalt einbezahlt. Das meiste Geld ging direkt in entwicklungspolitische Projekte. Doch, das soll sich ändern: „Die Frage, Budgethilfe zu geben, ist eine grundsatzpolitische Entscheidung gewesen vom Ministerium, die vor einigen Jahren getroffen wurde. Uganda ist mit das erste Land, das von Deutschland Budgethilfe bekommen hat. Und mittlerweile sind es sehr viel mehr Länder geworden. Wir werden das Instrument auch ausdehnen, und ich glaube, der Nutzen des Instruments kann teilweise sehr viel höher sein als traditionelle Projekthilfe.“

Geringere Kosten und größeres Mitspracherecht bei der Aufstellung des Haushalts – das erhoffen sich die Entwicklungsexperten durch die Umschichtung. Budgethilfe als politisches Instrument, im Fachjargon auch „Basketfunding“ genannt – Michael Winklmaier, Leiter des Büros des Deutschen Entwicklungsdienstes in Kampala ist skeptisch: „In den letzten Jahren hat man eher dazu geneigt, das Modell des Basketfunding auszuprobieren. Quasi die Kurzversion ist, wenn man oben viel Geld reinschüttet, kommt unten zumindest was dabei raus. Mittlerweile zeigt die Erfahrung, dass das auch nicht so funktioniert. Und interessanterweise wird momentan quasi eine Gegenbewegung lanciert, wo man sagt, also, vielleicht doch nicht so viel Basketfunding und mehr Projektorientierung. Und das Interessante ist, das kommt von den Ugandern selbst.“

Präsidentensprecher Onapito Ekomoleit findet die Diskussion überflüssig. Letztlich ginge es doch darum, armen Menschen helfen zu wollen und nicht Regierungen zu bestrafen: „Wenn da tatsächlich irgendwo zuviel Geld ausgegeben worden sein sollte – ich bin mir sicher, die Regierung hätte das erklären können. Und die Deutschen sollten auch wissen, dass viel von diesem Geld den einfachen armen Ugandern zugute kommt. Viel Geld aus der Budgethilfe fließt in die Bereiche Bildung, Gesundheit, Wasser und nach Norduganda. Und diese Menschen brauchen wirklich Hilfe. Die Deutschen sollten das anerkennen. Die politischen Ereignisse hier in Kampala sind nicht so wichtig für die einfachen Leute, denen geholfen werden soll. Ich sehe keine Gründe, das Geld zu kürzen.“

14. Abschließend – Persönliche Beobachtungen

Zuerst einmal: Ich bin sehr froh über die Erfahrungen, die ich machen durfte: Ursprünglich wollte ich nach Uganda reisen, um mehr über die Situation der Kindersoldaten zu erfahren. Dass dies nicht mehr das einzige Thema ist, wurde mir vor Ort schnell klar. Das, was die entführten Kinder im Busch erleben mussten und zum Teil immer noch müssen ist schrecklich. Dank der internationalen Berichterstattung wird das Thema immerhin wahrgenommen. Weit weniger bekannt – vielleicht auch, weil es weniger „sexy“ ist – ist, dass in Norduganda fast 1,8 Millionen Menschen in Lagern leben. Nicht, weil sie auf der Flucht sind, sondern weil sie aus Sicherheitsgründen aus ihren meist nur wenige Kilometer entfernten Dörfern vertrieben wurde. Die Not dieser Menschen ist nach wie vor riesengroß und welche Auswirkungen dies für die Zukunft der Acholis und auch für die Zukunft Ugandas als Land haben wird ist, ist nicht absehbar.

In den sechs Wochen meines Aufenthaltes habe ich versucht, dem Thema auf den Grund zu gehen.

Verglichen mit dem Arbeitsalltag in Deutschland war das sehr viel Zeit, um in ein Thema einzutauchen. Dennoch konnte ich an manchen Stellen nur einen Ausschnitt wahrnehmen. Insbesondere dann, wenn es um die Wahrnehmung der Mentalität der Acholis und der afrikanischen Kultur geht. Dass in Afrika viel und gern erzählt wird, war mir bekannt. Doch was es heißt, in einem Land zu sein, wo Fiktion und Fakten manchmal nicht so leicht zu trennen sind, ist mir mehrfach ziemlich deutlich geworden. Die Landfrage ist ein Beispiel dafür.

Manchmal habe ich mich gefragt, warum es in Norduganda nicht mehr Menschen gibt, die, wie beispielsweise Schwester Rachele von der Aboke-Schule, Zivilcourage zeigen und aktiv gegen die Rebellen vorgehen? Vielleicht haben wir in Europa eine andere Art mit Konflikten umzugehen, indem wir gelernt haben, Situationen nicht einfach nur zu akzeptieren, wie sie sind, sondern uns zu wehren. Doch Europa ist nicht Afrika. Die Mentalität mag eine andere sein. Zugleich ist zu beobachten, dass in Norduganda inzwischen so viele Menschen zu Opfern geworden sind und keine Kraft mehr haben, sich selbst zu helfen. Natürlich ist da die Angst vor den Rebellen, vor den Soldaten der Armee, vor Kony, vor Museveni, etc. Doch zugleich musste ich lernen, dass es einen Punkt gibt, wo Menschen in ihrer Verzweiflung keine Kraft mehr haben, für sich selbst zu sorgen und bereit sind, sich selbst aufzugeben. In Norduganda sind inzwischen leider sehr viele Menschen an diesem Punkt angekommen. Nichts desto trotz gibt es Menschen, die ihre ganze Lebensenergie verwenden, um die Situation in Norduganda zu verbessern. Die Mitarbeiter diverser Hilfsorganisationen gehören ebenso dazu, wie einige Diplomaten, die immer wieder auch auf diplomatischer und politischer Ebene auf den Konflikt hinweisen.

Spannend war für mich deshalb auch zu sehen, wie vielschichtig so ein Konflikt ist und welche Möglichkeiten und Grenzen es gibt, durch Entwicklungszusammenarbeit Einfluss zu nehmen. Zahlreiche Gespräche mit Angehörigen der deutschen Botschaft und mit den diplomatischen Vertretungen anderer Länder sowie Mitarbeitern ugandischer Behörden und der Weltbank haben mir Einblick in dieses spannende und nicht immer ganz einfache Gebiet gegeben. Abgerundet wurde dies durch meinen Aufenthalt im DED-Gästehaus, wo mir zahlreiche Mitarbeiter meine zahlreichen Fragen geduldig beantworteten.

Last but not least: In mindestens einem Punkt hat mich der Aufenthalt verändert: Wenn ich früher in Deutschland jemanden aus Afrika sah, dann hab ich ihn vielleicht wahrgenommen, manchmal auch mit etwas Scheu vor dem Fremden. Inzwischen geht es mir so, dass ich mich über jedes dunkelhäutige Gesicht auf unseren Strassen freue, weil mich die Menschen daran erinnern, dass es diesen wundervollen Kontinent gibt.

Dieser Bericht stellt den Stand der Dinge im Februar 2006 dar. Kurz nach meiner Rückkehr wurde Präsident Museveni wiedergewählt. Die Hoffnung der Menschen, dass der Konflikt durch einen Machtwechsel beendet werden könnte, ist dadurch für die nächsten Jahre vom Tisch. Der Friedenswunsch ist geblieben, die menschenverachtende Lebenssituation leider auch. Bis der Leser das Jahrbuch der Heinz-Kühn-Stiftung in Händen hält, mag sich daran wahrscheinlich nicht viel geändert haben. Mein größter Wunsch wäre, dass bis dahin der Konflikt Geschichte ist. Doch damit ist – auch wenn Präsident Museveni es anders verspricht – leider kaum zu rechnen. Dennoch hoffe ich, dass meine Recherchen und vor allem die daraus entstandenen Berichte helfen, dass weniger Kinder getötet, mehr Menschen im Acholi-land eine Lebensperspektive für sich entwickeln können und Uganda letztlich Frieden findet.

Ich möchte diesen Bericht nicht ohne ein Wort des Dankes abschließen. Mein Dank gilt an erster Stelle der Heinz-Kühn-Stiftung und insbesondere Frau Ute Maria Kilian. Ich habe mich über die Unterstützung und über das in mich gesetzte Vertrauen, mich in diesen Teil der Welt zu schicken, sehr gefreut.

Mein weiterer Dank gilt meinen vielen Gesprächspartnern, Experten, Expats, Einheimischen, Diplomaten, Entwicklungshelfern, ehemaligen Kindersoldaten und den Menschen in Norduganda, die meine zahlreichen Fragen liebevoll beantwortet und mich in meinen Recherchen unterstützt haben. Besonders zu nennen sind: Michael Winklmaier, Direktor des Deutschen Entwicklungsdienstes für seine Gastfreundschaft; den Mitarbeitern der Caritas in Gulu, Pader und Kitgum, die mir manche Tür geöffnet haben, insbesondere John Bosco von Caritas Gulu, der sofort bereit war, mich ins Krisengebiet mitzunehmen; den Mitarbeitern von UNICEF sowie der „Kindernothilfe“ und ihren ugandischen Partnerorganisationen; den Mitarbeitern der Deutschen Botschaft in Kampala, Frau Dagmar Wiltberger und Dr. Annette Windmeisser sowie den Vertretern anderer Botschaften, insbesondere der norwegischen Botschafterin Bjorg S. Leite, dem EU-Vertreter Sigurd Illing sowie dem Experten der Weltbank, Young Chul Kim.

Für liebe Aufnahme und interessante Einsichten in ein spannendes Thema danke ich Wolfgang Hilberer, dem Leiter der Konrad-Adenauer-Stiftung; Ann Lorschiedter; Thomas Haarlacher; Pater Josef Gerner; Father Carlos Rodriguez; Bruder Michael; Leon und seiner Familie; Pastor Experito Bulamy; Paul Achama und seiner Familie; Mr. Uma und Jolie Okolet; den ehemaligen Kindersoldaten in Pajule, Kitgum und Gulu; Pedro Amolat vom UN-Welternährungsprogramm; Lars Erik Skaansar von UNOCHA; den Sprechern der ugandischen Armee und der ugandischen Regierung; dem Abgeordneten Okumu Ronald Reagan und den anderen Mitarbeitern des

„Forums for Democratic Change“; den Mitarbeitern verschiedener Hilfs- und Nichtregierungsorganisationen darunter Lucia Gunkel, Okello Godfrey und Angelina Atyam, Lam Oryem Cosmas sowie Bischof Ochola und nicht zuletzt meinen Kollegen Charuma, Andrew M. Mwenda und Innocent Aloyo sowie allen nicht namentlich Genannten.

Viele hilfreiche, praktische Tipps und Unterstützung bekam ich von: Jessie Bohr, Entwicklungshelferin des DED; Gladys und Samuel Kuch; den ehemaligen Entwicklungshelfern Björn Esers und Karin Koppitz; den Ex-patfrauen Susanne und Gisela, Anne Hecker sowie Rudolph Decker, MdL a.D. Nicht zuletzt möchte ich meinem Freund Lorenz Bührmann für seine vielfältige Unterstützung und praktische Hilfe danken. And last but not least – thank to God, the Almighty, who created Africa! That was a great idea!!!